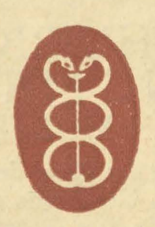
ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

HERAUSGEBER: DR. HEINRICH MENG, ARZT IN STUTTGART
UND UNIVERSITÄTSPROF. DR. ERNST SCHNEIDER IN RIGA

A U S D E M I N H A L T :



I. JAHRGANG 15. MÄRZ 1927 HEFT 6

HIPPOKRATES-VERLAG STUTTGART-BERLIN-ZÜRICH

Soeben erſcheint:

FRITZ WITTELS

DIE BEFREIUNG DES KINDES

254 Seiten, 8°, broſchiert Rm. 5.—, in Leinen Rm. 7.—



Das Buch befreit das Kind aus den Feſſeln unverſtändiger Erziehung, die Eltern von ihren Hemmungen und Unklarheiten gegenüber dem Kind, die beruflichen Erzieher von ihren jahrhundertealten Vorurteilen und Irrtümern. Hier ſpricht in klarer, lebendiger Sprache der geborene Erzieher aus der überreichen Lebenserfahrung ärztlicher Praxis. Seine grenzenloſe Liebe zu Kindern iſt der Grundton, auf den das Buch abgeſtimmt iſt. Es wird den Zweifler überzeugen, den Gleichgültigen aufrütteln für das, was die ſehnſüchtige Seele ſeines Kindes von ihm fordert.

Inhaltsüberſicht: Triebhaftigkeit des Kindes / Das Denken der Naturvölker — Kinderlügen / Das Ich des Kindes / Der Zweifel / Forſchungstrieb / Schuld und Strafe — ein Stück Rouſſeau / Das Kind ſeiner Eltern / Die Eltern ihrer Kinder Kinderſtube und Lebensweg / Selbſtverteidigung des Kindes: Trotz, Phantaſie, Spiel, Märchen, Religioſität / Waiſen- und Stiefkinder / Geſchiedene Eltern und unehliche Kinder / Die alte und die neue Schule



HIPPOKRATES-VERLAG / STUTTGART / BERLIN / ZÜRICH

Geständnisangst und Geständniszwang bei Kindern

Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

„Der Selbstverrat dringt den Menschen aus allen Poren." Freud

Ich hatte in meinem neunten Schuljahr, also bei 15- bis 16jährigen Kindern, schriftliche Rechnungsaufgaben aus dem Aufgabenbuche gestellt, die teilweise zu Hause zu lösen waren. Als ich am nächsten Tage die Hefte einsammelte und sie durchsah, bemerkte ich in demjenigen der Emma B. vorn hineingelegte fliegende Blätter. Es waren aus einem alten Heft herausgerissene, und darauf standen die Beispiele, die zu lösen gewesen, und die Emma in ihr Heft genau abgeschrieben hatte. Die Schülerin bekam auf die Frage, was die losen Blätter zu bedeuten hätten, einen sehr roten Kopf und gestand, das seien Teile aus dem Heft ihrer älteren Schwester, die vor zwei Jahren aus meiner Klasse und der Schule ausgetreten war. Emma hatte sich ihre Aufgabe erleichtert, indem sie die Rechenaufgaben aus ihrer Schwester Heft einfach abschrieb.

Dabei hatte sie natürlich nicht beabsichtigt, daß ihr Lehrer den Betrug merke. Daß sie die Blätter vorn in ihrem Heft liegen ließ, war offenbar eine Fehlhandlung und bedeutete nichts weniger als einen Selbstverrat, ein unbewußtes Geständnis.

Ich lachte die Schülerin in aller Freundlichkeit ein wenig aus und sagte dann zu ihr: „Du siehst, dein Gewissen ist stärker als deine Bequemlichkeit — sag' mal: wie ist es dir gewesen, als du das Heft deiner Schwester gesucht hast und die Rechnungen abschriebst?"

„Ich wußte schon, daß ich eigentlich nicht sollte. Dabei lerne ich ja nichts. Aber ich wollte rasch fertig sein, um nach dem Aufgabenmachen noch ein bißchen ins Freie gehen zu können. Darum tat ich es doch."

Nun zeigte ich der Klasse an diesem Beispiel das Wirken des unbewußten Gewissens. Selbstverständlich brauchte ich dazu keine wissenschaftlichen Ausdrücke, und ich sprach in der Muttersprache.

Solche Ausführungen erwecken immer das höchste Interesse der Schüler. Sie sind eine ganz andere Art von Moralunterricht, als wenn dieser an Hand von moralischen oder biblischen Geschichten erteilt wird. Denn sie wirken höchst unmittelbar, die Kinder können sich sehr leicht mit den Kameraden, denen „eine Geschichte" wie unserer Emma passiert ist, identifizieren und nehmen so starken Anteil, als ob es sich um jedes einzelne selber handelte.

Die gute Gelegenheit wurde nun von mir beim Schopf gefaßt: ich forderte im Anschluß an Emmas Fehlhandlung und Selbstverrat die Klasse auf, mir von ähnlichen Dingen zu berichten, — schriftlich oder mündlich, — die sie selber erlebt hätten. Das machte ich noch aus anderen Gründen: ich wollte feststellen, ob man meine Ausführungen über das Wirken eines unbewußten Moralischen im Menschen begriffen hatte, oder ob meine Lektion über die Köpfe hinausgegangen sei. Ich wollte weiter den Eindruck vertiefen, wollte den Kindern zeigen, daß sie nicht etwa selbstgerecht Emma zu verurteilen hätten, da sie ganz genau gleich wie diese handelten, wenn sich ähnliche Situationen für sie ergeben hätten. Und schließlich wollte ich daran meine eigenen psychologischen Einsichten in die Kinderseele vermehren.

Die fehlbare Schülerin bestrafte ich nicht, ich dachte überhaupt gar nicht daran. Ich forderte sie nicht einmal auf, in Zukunft das Heft der Schwester nicht mehr zu benutzen. Sie hatte ja eingesehen, daß ihr ein solches nur scheinbares Arbeiten nichts nützte, sie nicht weiter brachte, und daß sie damit nur ihr Gewissen belastete. Sie hatte entdeckt, daß sie im Grunde ehrlicher war, als sie wußte — das mußte ihr nicht allein zu denken geben: sie mußte auch zu anderem Handeln kommen. Deshalb war eine Strafe gar nicht mehr nötig.

Aus den unten nachfolgenden Selbstberichten meiner Schüler dürfte hervorgehen, daß Geständnisangst und Geständniszwang die Angst vor der Strafe und das Sühnebedürfnis teilweise ablösen.

Mit der Entwicklung des Kindes lernt es nach und nach viel mehr als die Strafe selber den Liebesverlust der Erzieherpersonen fürchten und als peinlich erkennen. Um dem zu entgehen, wird ja die Strafe als Sühne gewünscht: ein begangener Fehler ist dann gleichsam „abbezahlt" und das Kind, das durch eine schlimme Tat aus der durch die Erwachsenen geschaffenen Norm herausgefallen ist, fühlt sich darin wiederum heimisch. „Schläge wären mir ja gleich (gültig) gewesen," äußerte sich ein Knabe, wie wir unten sehen werden, „aber den Trotzkopf machen gegen einen, das kann lang gehen!" Er fürchtet also den Liebesverlust seiner Umgebung viel stärker als die Strafe.

Darum wird der Akzent von der Strafe auf das Geständnis verschoben. Die Strafe ist nicht länger das Härteste, was des jungen „Sünders" nach seiner bösen Tat wartet, sondern das Geständnis.

Wie nun früher die Strafe als Entführung vom Gewissen gefordert wurde, so jetzt das Geständnis. Der unbewußte Zwang zur Sühne wird — wenigstens teilweise — zum unbewußten Geständniszwange und bringt u. a. Fehlhandlungen zustande, wie wir eine bei Emma B. gesehen haben.

Wenn wir uns fragen, in welchem Lebensalter das Kind diese Stufe erreicht, so glaube ich antworten zu können: zur Zeit der Vorpubertät und Pubertät. Sicher bin ich nur über die Tatsache, daß die Entwicklung bei 15- bis 16jährigen Kindern durchgemacht wird.

Theodor Reik, ein Wiener Psychoanalytiker, hat das Walten des Geständniszwanges und unbewußten Strafbedürfnisses an Erwachsenen nachgewiesen.[1] Der

1) Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis. Wien, Int. Psa. Verlag.

Geständniszwang ist die Folge des Strafbedürfnisses, er äußert sich, dem Kundigen mehr oder weniger leicht erkennbar, in Fehlhandlungen und Symptomen.

Im Falle der Emma B. war leicht zu erkennen, was mit dem Liegenlassen der fliegenden Blätter für ein Geständnis beabsichtigt war. Oft verhalten sich aber die Dinge nicht so einfach. Eine Mutter sucht mich wegen ihrer 16jährigen Tochter auf, weil diese nicht mehr lernen mag, sich von den anderen Kindern unverständlicherweise abschließt und ihr Zustand die Eltern in Sorgen und Angst gebracht hat. Wie ich nun mit der Tochter unter vier Augen spreche, spielt sie mit einem kleinen Täschchen, das auf ihrem Schoße liegt. Das Ledertäschchen, woraus sich das Mädchen hie und da ihr Schnupftüchlein hervorholt, hat hinten einen Streifen, der auf der einen Seite angenäht und auf der anderen durch eine Schlaufe gezogen ist. Nun zieht und stößt die Tochter, wie träumend, mit in den Schoß niedergeschlagenen Augen kurz auf meine Fragen antwortend, den Lederstreifen hin und her.

Ich mache sie darauf aufmerksam und frage sie, was sie da mache.

„Ich spiele mit meinem Täschchen, das sehen Sie ja!"

„Wie machst du es denn?"

„Ich bewege das Lederchen durch die Schleife."

„Was hat das zu bedeuten?"

„Nichts! Was sollte das zu bedeuten haben!"

„Es hat doch etwas zu bedeuten, ich bin überzeugt. Was fällt dir denn dazu ein — — schau!" ich ergreife das Täschchen und mache ihr das Spiel vor.

Sie wird sehr rot und meint dann: „Sie wissen schon was!"

Während dieser Besprechung konnte sie nicht dazu gebracht werden, mir ihre mühsam unterdrückte Onanie zu gestehen. Sie wurde dann bei einer späteren Zusammenkunft eingestanden und erwies sich als den Hauptgrund ihres plötzlich aufgetretenen abnormen Verhaltens.

Das Mädchen beabsichtigte nicht, mir ein Geständnis zu machen, sie hatte vorerst keine Ahnung davon, daß und was sie mir gestand und was sie zu ihrem Gebärdengeständnis trieb, wo sie doch bemüht war, ihr Geheimnis aus Scham zu bewahren. Sie wußte auch nicht, daß sie damit den Grund ihres merkwürdigen Verhaltens verriet.

Dieses Beispiel dürfte uns das Wirken eines Unbewußten noch viel deutlicher gemacht haben als der Fall der Emma B., und wenn wir in Betracht ziehen, daß das Geständnis entgegen dem bewußten Willen geleistet wurde, so wird uns glaubhaft, daß es zwangsmäßig ablief.

Natürlich war die Symptomhandlung auch eine Darstellung ihrer Triebstrebungen — wir können hier wieder einmal mehr sehen, wie eng das Ich und die Triebe zusammenhängen, und daß selbst eine so hohe seelische Organisation wie das Gewissen, dem ja der Geständniszwang entspringt, seine Wurzeln bis zu den so gefürchteten und verpönten Trieben hinstreckt.

Ich lasse nun einiges von dem Materiale folgen, das ich in Ausbeutung des Betrugsversuches der Emma B. in meiner Klasse sammelte. Zum Teil habe ich aus den Heften früherer Jahrgänge meiner Schüler geschöpft, die ebenfalls spontane

Äußerungen enthielten, welche das Walten eines unbewußten Geständniszwanges beweisen können.

Selbst verraten.[1] Gestern ging meine Mutter nach Bern. Weil ich allein daheim war, dachte ich, das will ich benutzen. Nachdem ich ein wenig Holz vermacht (geholzt) hatte, ging ich in die Küche hinauf und nahm Brot, Butter und Konfitüre (eingemachte Früchte) hervor. Dann strich ich recht tüchtig Butter aufs Brot, darauf eine Lage Zwetschgenkonfitüre, das war gut. Nachher legte ich alles sauber wieder weg und machte mich hinter meine Reiswellen. — Am Abend, als die Mutter von der Stadt heimkam, packte sie ihren Korb aus. Sie hatte ein Ei zerschlagen, griff mit den Fingern drein und wollte sie unter dem Hahn abwaschen. Da fragte sie auf einmal: „Hast du Anken (Butter) genommen?" — Ich sah hin und merkte, daß an dem Abwaschtuche noch daran war, wo ich das Messer abgestrichen hatte. Ich hätte gerne nein gesagt, aber was wollte ich jetzt noch lügen. Da sagte die Mutter, wenn ich es ausgeleugnet hätte, so hätte ich Schläge bekommen. Ernst M., 14jährig.

Die Gipsfigur. Einmal gingen Vater, Mutter und ich nach Bern. Wir kamen auf dem Markte vorbei und ich sagte, wir wollen noch auf die Schützenmatte (Budenstadt). Als wir dort angelangt waren und meine Eltern nicht gerade auf mich sahen, brannte ich ihnen durch. Ich rannte ins Hypodrom. Etwa nach einer Stunde ging ich wieder hinaus, um zu sehen, ob unsere Leute noch da seien. Ich fand aber niemanden mehr. Jetzt bekam ich Angst, denn ich wußte, daß mich meine Eltern gesucht hatten. Ein Klopfen bekam ich auf dem Herzen. Ein ängstliches Schwitzen begann. — Ich dachte, wenn ich heimkomme, so redet die Mutter nicht mehr mit mir. Ich komme mir dann vor wie ein Fremder, zu dem niemand etwas Freundliches sagt — und es kam mir unbeliebig vor. Ich wußte schon von früher her, wie das geht.

Ich dachte immer daran, wie ich's anstellen wolle, damit die Mutter nichts sage und nicht böse sei. Ich fühlte mich ganz unwohl, wenn ich daran dachte. Schläge wären mir ja gleich gewesen, die sind schnell vorüber. Aber den Trotzkopf machen gegen einen, das kann lang gehen. Da, bei einer Bude stand ich still. Dort rief ein Fräulein: „Jedes Los gewinnt!" Gottlob, dachte ich, da kaufe ich eines, und wenn ich etwas heimbringe, so macht mein Durchbrennen nichts. Ich kaufte also eines. Und richtig, was bekam ich: eine schöne Gipsfigur gab's. Die nahm ich und zottelte damit nach Hause. Auf dem Wege war mir viel leichter geworden. Denn ich durfte etwas heimbringen. Als ich heimkam, sagte die Mutter streng, wo ich gewesen sei. Ich sagte, ich habe sie verloren. Sie glaubte es. „Und da hast du etwas", sagte ich rasch und streckte ihr die Figur zu. Sie nahm sie mit Freuden und sagte dann nichts mehr, daß ich nicht bei ihr geblieben war. Hinterher lachte ich darüber, aber nicht, daß sie es merkte! — Hans F., 15jährig.

---

1) Es handelt sich um „freie" Aufsätze, d. h. freiwillige, in keiner Weise vom Lehrer geleitete, korrigierte oder zensierte Arbeiten.

Die Fensterscheibe zerschlagen. Als ich einmal allein daheim war, ging ich auf die Straße hinaus. Da bekam ich Hunger. Aber ich wollte nicht zur Türe hinein, denn sie ist hinterm Haus. Ich ging zum Fenster hinein und war bald drinnen in der Küche. Aber da drückte ich mit dem Ellenbogen ein Fensterglas ein. Ich las geschwind die Scherben zusammen. Ich bekam Angst. Ich dachte, wäre ich doch nur zur Türe hineingegangen, so wäre es nicht geschehen. Es war mir nicht mehr recht wohl, ich konnte kein Wort sagen und nicht mehr recht denken. Ich dachte, Schläge sind ja bald vorbei, aber wenn es der Vater nur schon wüßte. Als er heimkam, sagte ich nichts. Ich zweifelte immer, ob ich es ihm sagen will. Da sah er es endlich am folgenden Tag. Da hat es mir gewohlet, und ich dachte, so, jetzt noch die Schläge, dann ist es vorbei. Aber er sagte nur, ich soll für eine neue Scheibe sorgen, da war es gottlob schon vorbei.

Werner B., 14 jährig.

Wie ich mich verriet. Als ich von der Schule heimkam, schickte mich die Mutter in den Keller, Kartoffeln heraufzuholen für das Mittagessen. Im Keller drunten füllte ich den Kessel mit Kartoffeln. Dann stieg ich auf die obere Hurde, dort sind die Syrupflaschen (Fruchtsaft). Ich trug Sorge, als ich hinaufkletterte, denn die Hurd ist nicht ganz gut angemacht, der Vater hatte sie selbst gezimmert. Dann nahm ich ein Glas und schüttete ein wenig Syrup hinein, füllte es mit Wasser zu und trank es aus. Die Flasche war nicht mehr voll. Dann ließ ich Wasser drein, bis sie wieder voll war. Dann stieg ich wieder auf die Hurd und stellte die Flasche hin. Da plötzlich ließ die Hurd gehen und ich fiel hinunter. Die Flaschen zerschlugen. Dann tat ich die Hurd wieder hinauf. Die Flaschen ließ ich sein. Ich hatte sehr Angst und wußte nicht, was ich machen sollte, aber es kam mir nichts in den Sinn. Nun werden sie (die Eltern) es doch merken, daß etwas gegangen ist. Als ich wieder in der Küche war, fragte mich die Mutter, warum es so lange gegangen sei. Da log ich, ich sei noch bei den Kaninchen gewesen. „So hole jetzt noch eine Flasche Syrup hinauf!" — Da bekam ich Angst, und doch sagte ich: „Die Flaschen sind ja zerschlagen!" — „Wer hat sie denn zerschlagen?" — „Ich!" Und dann erzählte ich alles. Sie schimpfte ein wenig, dann war es abgetan. Aber ich habe gedacht, das hat so sein müssen, weil ich Syrup stahl und Wasser nachgoß. Und daß man immer so eine Angst hat, etwas zu sagen (einzugestehen).

Fritz M., 15 jährig.

Nun noch einige mündliche Berichte nach stenographischen Aufzeichnungen aus der Stunde, wo wir einander Erlebnisse erzählten:

Walter J., 14 jährig, berichtet: „Einmal hatten wir hinter dem Hause an der Sonne Hollunderlimonade, damit sie gäre. Es gab schon Schaum. Uns Kindern war es verboten, davon zu nehmen. Aber mich gelüstete sie sehr. Ich sah sie zum Fenster hinaus, als ich die Stube kehren mußte. Vor der Haustüre aber war der Vater, er machte Scheiter. Da konnte ich also nicht durch. Da nahm ich ein Glas und sprang zum Fenster hinaus. Dann trank ich zwei Gläser. Nun bekam ich Angst, der Vater könnte kommen und es merken, und da kletterte ich sofort wieder zum Fenster hinein und schloß es zu. Das war dann weniger verdächtig. Dann ging ich

zur Mutter in die Küche. Die Sophie, mein Schwesterchen, war auch dort, sie bat die Mutter um Limonade. Da sagte ich: „Sie ist ja noch gar nicht gut!“ — „So, woher weißt du das?“ fragte die Mutter. „Hast du etwa davon genommen?“ — „Nein, der Vater hätte mich ja gehen sehen, wenn er vor dem Hause ist!“ sagte ich. Aber es war mir bang. Es wäre gescheiter gewesen, es gerade zu sagen, aber dann hätte die Söphe auch davon gewollt und die andern auch, und dann wäre nicht mehr viel geblieben. Und sie hätten mit mir geschumpfen. Da kam der Vater herein. Er trug ein Glas in der Hand, das kannte ich wohl, ich hatte es draußen vergessen. — „Wer hat das gemacht?“ — Ich dachte, jetzt will ich es sagen, sonst merken sie es an meinem roten Kopf. Der Vater gab mir eine Ohrfeige.“

Paul M., fünfzehnjährig, erzählt: „Einmal hatte ich Vaters Flobert genommen und ihm acht Patrönchen verschossen. Dann las ich die Hülslein alle sorgfältig zusammen, damit er nicht etwa eines finde, und ich steckte sie in die Rocktasche. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, besonders am Abend drauf, als der Vater heimgekommen war. Wenn er mir etwas befahl, so machte ich alles verkehrt. Als ich ihm die Farbe holen sollte, weil er das Gartentor fertig anstreichen wollte, glitschte ich mit dem Kübel aus und schüttete fast alle Farbe aus. Da gab es Schimpfe und Schläge. Ich dachte, so, das ist jetzt die Strafe für die gestohlenen Patrönchen, denn wenn ich nicht so Angst gehabt hätte, so würde ich nicht alles so dumm angefangen haben. Da zog ich das Nastuch hervor, um die Augen zu reiben, und da fielen die Hülslein heraus. ‚Wo hast du die Hülslein her?‘ fragte der Vater, ich merkte wohl, daß er wußte, ich habe geschossen. Darum sagte ich es ihm. Da sagte er, er habe Lust, mich gerade noch einmal durchzuprügeln, aber es sei diesen Abend in dem Artikel schon genug gegangen. Ich dachte, ich lasse in Zukunft das Flobert lieber sein, wenn er es mir nicht freiwillig gibt.“

An diesem Beispiel mag uns ganz besonders auffallen, wie der fehlbare Paul Strafe sucht. Er glitscht mit dem Farbkübel aus und erhält dafür Schimpfe und Schläge, die er selber auf ein ganz anderes „Schuldkonto“ verbucht: „Das ist jetzt die Strafe für die gestohlenen Patrönchen“, sagt er.

Ähnliche verschobene Strafprovozierungen sind bei Kindern nicht selten. Häufig wird, um Strafe für etwas anderes zu bekommen und damit ein belastetes Gewissen zu entsühnen, mit kleineren Geschwistern Streit angefangen. Dann strafen die Eltern. Der Bestrafte denkt dann: „Es geschieht mir ganz recht, daß ich so hart gestraft werde, warum habe ich heimlich jenes Andere begangen“ — oder aber, im Sinne einer nachträglichen Rationalisierung: „Ich habe recht daran getan, meine Eltern (oder Lehrer!) zu belügen oder zu betrügen, warum strafen sie mich immer so hart!“

Hören wir noch den Bericht eines Holzfrevlers an, es handelt sich um den 16jährigen Hans R., den geschicktesten Bastler, den ich je in meinen Klassen hatte. „Eines Tages ging ich in den Wald“ — erzählt er — „und frevelte Eschenholzstämmchen, denn ich wollte mir Skier machen. Als ich schon einen hübsch dicken Stamm umgehauen hatte, war plötzlich der Bannwart da. Er wollte mich durchprügeln, aber ich sagte ihm, er soll das lieber nicht probieren, ich

wisse sonst schon, was ich mache. Da ließ er es bleiben und wollte meinen Namen wissen. Natürlich gab ich ihm nicht den richtigen Namen an. Da reichte er mir sein Büchlein und sagte: ‚So, Karl Mühlemann, unterschreibe hier!‘, und er gab mir seinen Tintenstift. Als ich unterschrieben hatte, lachte er. ‚So heißest du nicht, Bürschlein!‘ — ‚Ich werde wohl wissen, wie ich heiße!‘ antwortete ich ihm recht frech, um ihm zu imponieren. ‚Seinen eigenen Namen kann man fehlerlos schreiben!‘ Er zeigte mir das Büchlein, ich hatte den h in Mühlemann vergessen. Da war ich im Lack. Er zog mir die Löhne aus meinem Karren. Ich dachte, da habe ich bald hölzerne Löhne geschnitten, wenn er nur weggeht. Aber da nahm er mir die Mütze weg, und im Futter steht H. R. Ich wollte nicht ohne Mütze heim, und darum sagte ich ihm, wie ich heiße.

Dann ging ich später in einen anderen Wald, um zu freveln, und richtig, wieder erwischte mich der Bannwart. Der kannte mich auch nicht. Und als er meinen Namen fragte, sagte ich, ich heiße Hans Zulliger. Diesen Namen kann ich schon fehlerlos schreiben, dachte ich. Erst später kam mir in den Sinn, er könnte vermuten, warum ich diesen Namen angegeben habe, und ich hatte Angst, er komme in die Schule und finde mich.“ —

Dieser Bannwart hatte jedoch nicht soviel psychologisches Verständnis, um die unbewußte Tendenz zum Selbstverrate in dem Namen zu merken. Ich vernahm später, daß er sich erkundigt hatte, ob ich einen ca. 16jährigen Sohn besitze, und daß er seine Nachforschungen nicht weiter betrieb, als er vernahm, mein Bub sei erst neun Jahre alt.

Alle diese kleinen Schülerberichte haben uns das Walten einer Geständnisangst gezeigt, die an Stelle der Angst vor der Strafe getreten ist. An einem Beispiele (Paul M.) wurde das unbewußte Strafbedürfnis ganz deutlich, und schließlich stellen die Fehlhandlungen alle den unbewußten Geständniszwang dar, der das Sühnebedürfnis vertritt.

* * *

Eine Beobachtung an einer Schülerin (15jährig) läßt auch die Vermutung aufkommen, daß gewisse hysterische Symptome neben den Triebwünschen auch unbewußte Gewissensansprüche darstellen könnten. Da ich jedoch nur über ein einziges Beispiel verfüge, so möchte ich noch keine Verallgemeinerungen machen und nicht etwa behaupten, daß in einem jeden hysterischen Symptome der Geständniszwang und das Sühnebedürfnis so wie in dem vorliegenden Falle zum Ausdruck gelange.

Stellen Sie sich eine Schulstube vor, Deutschunterricht, es wird ein Stück Rosegger gelesen, „Waldlilie im Schnee“. Und mitten drein in die schöne Geschichte ruft jemand: „Lehrer! — Lehrer! Der Marie ist es nicht gut!“

Die Lektüre wird unterbrochen. „Was gibt es? Was ist los?“

„Es schwimmt mir alles vor den Augen,“ jammert Marie M., eine Schülerin im letzten Schuljahr.

Sie wurde zum Schularzt geschickt. Er gab ihr Tropfen zum Einträufeln, eine dunkelglasige Schutzbrille und einen Attest: „Die Schülerin Marie M. ist für 14 Tage von aller Naharbeit zu dispensieren!“

Nach Verstreichen dieser Zeit ist die Sache mit Maries Augen wieder in Ordnung. Ich hatte den Vorfall schon vergessen. Es sind Monate verflossen. Da, an einem Morgen ist das Übel wieder da. „Ich habe es wieder, es ist alles wie im Nebel, es flimmert mir alles, ich sehe nichts mehr deutlich!" klagt Marie. Und ich schicke sie wieder zum Schularzte. Dieser ist jedoch selber krank. An seiner Stelle wirkt ein junger Stellvertreter. Er schickt Marie heim, sie solle sich Überschläge mit lauwarmem Wasser machen, dann werde die Sache schon bessern. Richtig, am anderen Tage ist das Leiden vorüber. „Hast du schon früher etwas von solchem Schwimmen vor den Augen gemerkt? Schon bei anderen Lehrern?" frage ich Marie.

„Nein, nie!" —

„Nun, hoffentlich bist du jetzt von der Sache befreit!" sage ich so leicht vor sie hin. — Aber ein halbes Jahr nach seinem ersten Auftreten war an einem Freitagmorgen das Symptom wieder da. Nun schickte ich Marie heim, sie solle sich wieder die lauwarmen Umschläge machen. Sie kam jedoch nicht, wie ich erwartet hatte, am Samstag wieder zur Schule. Vielmehr fehlte sie bis zum darauffolgenden Donnerstag. Sie hatte dazu noch erbrochen, es war ihr sehr übel gewesen, man hatte einen Arzt beigezogen, der Auswaschen der Augen mit Kamillentee verordnete, dazu Diät und Bettruhe. Die Sache sei nicht so sehr schlimm, hatte er den Eltern gesagt, sie hänge mit der Entwicklungszeit zusammen, es wäre nichts zu befürchten.

Wieder in der Schule, erzählt Marie von ihren Leiden den Kameradinnen. Sie habe geglaubt, sie werde blind, so schlecht habe sie gesehen, und erst am Mittwoch morgen habe es gebessert, und so rasch, daß sie am Abend wieder habe lesen können. Die Sache beschäftigt sie derart, daß sie mir auch im freien Aufsatz darüber schreibt: „. . . ich sah fast nur noch Schatten, alles wie durch eine Milchglasscheibe, es war schrecklich. Ich habe Tante Rosalie, die von England her kam, nicht einmal recht gesehen, denn sie reiste am Dienstag wieder ab. Sie hat in Mentone eine neue Stelle. Hätte sie doch noch ein oder zwei Tage Geduld gehabt!"

„Soso, die Rosalie kam zurück?" frage ich, als ich den Aufsatz durchschaue. Rosalie kam einst zu mir in die Schule. Sie ist die Schwester der Frau M. und wurde von dieser während ihrer letzten Schuljahre erzogen, denn die Eltern sind gestorben.

„Ja, in England drüben hat es ihr nicht recht gefallen. Darum kam sie so bald zurück. Aber sie kann schon Englisch!"

„Bist du sicher?" lache ich.

„Ja, sie paggelte immer auf englisch, kein Mensch verstand sie!" Paggeln heißt radebrechen, es ist ein Beigeschmack von Lächerlichkeit dabei.

„Sag mal, du hast sie wohl nicht gerade furchtbar gern, deine Tante!"

„Wieso?" tönt die ziemlich gereizte Antwort. „Es ist doch sehr verdächtig, wenn ein Besuch kommt, und man wird krank, und daß man plötzlich wieder gesund ist, wenn der Besuch abgereist ist!" — „Ich habe nicht geschwindelt!" — „Habe ich das behauptet? Ich habe nur gefragt, ob du deine Tante furchtbar gern

habest — und du hast mir keine Antwort darauf gegeben." Schnippisch: „Oh — ich mag sie nicht schlecht leiden!" — „Aber auch nicht besonders gut, was!" Marie antwortet nicht. Es wird schon ungefähr so sein, wie ich erriet. — Die Tatsache, daß alle die ärztlichen Mittel gegen das Augenleiden geholfen hatten, ließ mich vermuten, daß es sich bei Marie nicht um ein physisches Leiden handle. Ich kannte ja sonst schon ihre hysterische Reaktionsart. Um der Sache einigermaßen auf die Spur zu kommen, entschloß ich mich zu Besprechungen unter vier Augen.

Zuerst redeten wir von ihrer Krankheit. Diesmal war es ihr am schlimmsten ergangen. Schon die beiden anderen Male sei es ihr ein wenig schlecht dabei gewesen, schwindlig, aber erbrechen habe sie vorher nie müssen. Es habe ihr geschienen, das Bett schaukle, oder sie falle oder werde gehoben, so wie es einem sei, wenn man das Stockdrehspiel mache.[1]

Dann verlangte ich zu den einzelnen Erscheinungen ihrer Krankheit, bzw. zu ihren Beschreibungen der Einzelerscheinungen freie Einfälle im Sinne des psychoanalytischen Assoziationsverfahrens, indem ich sie verpflichtete, mir alles mitzuteilen.

Vom Schaukeln kam sie auf Enten, Wasser und Seekrankheit zu sprechen, für Bett sagte sie „Kahn". Tante Rosalie hat die Seekrankheit nicht bekommen, als sie im Frühjahr von Hamburg nach England und im Herbst von Dover nach Calais fuhr. Nachdem noch der Nebel im englischen Kanal aufgerückt ist und die Erinnerung an Berichte von Schiffszusammenstößen, von denen der Vater in der Zeitung las, von Eisblöcken, die die Schiffe vernichten, taucht ein Blindfenster an ihrem Hause, dann eine Szene aus früherer Kindheit bei einem Milchglasfenster auf. Es beleuchtet von der Küche aus den Korridor. Marie war einmal in der Küche und sah durchs Fenster einen unklaren Schatten, meinte, der Papa küsse auf der anderen Seite die Rosalie, öffnete voller Wut die Türe und sah dann, daß er Mama in den Armen hatte. Aber Papa hatte die Rosalie einst geküßt, als Marie noch kleiner gewesen war, das hatte sie eifersüchtig gemacht. Die Tante hatte sich damals der kleinen Marie gegenüber überhaupt wie eine bevorzugte ältere Schwester benommen und war dafür reichlich von ihr gehaßt worden. Marie beneidete einesteils die Tante um ihre Reisen übers Meer, andernteils wünschte sie ihr heimlich ein Unglück an. Sie sollte die Seekrankheit bekommen, ihr Schiff sollte im Nebel mit einem anderen oder einem Eisberge zusammenstoßen usw. Aber sie gestattete sich bewußt nur einen Augenblick zu denken: „Wenn Rosalie nur die Seekrankheit bekäme!" mehr nicht. Doch machte sie sich schon deswegen die heftigsten Vorwürfe und Gewissensbisse. Wenn Rosalie etwas Schlimmes auf der Überfahrt begegnet wäre, so hätte Marie geglaubt, das sei die Folge ihrer bösen Gedanken über die Tante. (Allmacht der Gedanken.)

Im Frühjahr, als wir die „Waldlilie im Schnee" lasen, mußte Marie denken,

1) Man stützt bei geschlossenen Augen den Kopf auf einen Stock, geht rasch im Kreise drum herum und sucht nachher auf geradestem Wege ein in der Nähe bereitgelegtes Taschentuch zu fassen.

jetzt sei die Rosalie gerade auf dem Meere. Waldlilie, die im Lesestück auch Lili genannt wird, erinnerte sie an Rosalie, der sie im Streite und bei Hänseleien gerne „Rosalilili" rief. Das bedeutete einen Diminutiv. Marie wollte damit die ältere und größere Tante so jung und klein machen, wie sie selber noch war. — „Du bist nicht mehr als ich — ich bin so viel wie du!" hieß es. Es stellte sich heraus, daß Marie ihre „Seekrankheit" dann wieder bekam, als von England drüben ein Brief anlangte, der die Absicht Rosalies kundtat, bald zurückzukehren, und als sie später in der Heimat ankam.

Neben der Darstellung der Ablehnung der Tante, die durch das Symptom neben vielen anderen, zum Teil nicht aufgedeckten Regungen zum Ausdruck kommen, ist doch in die Augen fallend, wie Marie sich durch das Symptom selber mit dem bestraft, was sie Rosalie anwünscht, die Seekrankheit, das Schaukeln in den Wellen usw. Neben dem bezweckten Krankheitsgewinne und den Triebwünschen, die das Symptom ja auch deutlich erfüllt, müssen wir in diesem Falle auch eine Regung des Gewissens am Werke sehen. Diese war vom Unbewußten Maries so geschickt verarbeitet worden, daß sie sich im Symptome mit allen anderen Strebungen deckte. Das Symptom ist eine Verdichtung sowohl der Trieb- als auch der Gewissenstendenzen, die in ihm eine wohl geglückte Symbiose eingegangen sind, wie man sie so vollkommen selten zu Gesichte bekommt.

* * *

Ich bin mir voll bewußt, daß die theoretischen Ergebnisse, wie sie aus dem vorliegenden Materiale abgeleitet wurden, noch sehr in Frage stehen und auf breiterer Basis diskutiert werden müßten.

Zunächst wäre einzuwenden, ob denn ein Selbstverrat einem Geständnis gleichgesetzt werden könne.

Aus den Äußerungen der Schüler Hans F. („Die Gipsfigur"), Werner B. („Die Fensterscheibe zerschlagen") und Fritz M. („Wie ich mich verriet") geht die Geständnisangst klar hervor. Andernteils wird aus der Äußerung des Patronendiebes Paul M. ersichtlich, daß Strafe als Entsühnung gewünscht wird. Schließlich ergibt die tägliche Beobachtung an den Kindern, daß eine Strafe dann nicht mehr nötig ist, wenn das Kind eine fehlbare Handlung eingesteht: das Geständnis wirkt erzieherisch und für die Entwicklung eines Kindes genau wie eine Bestrafung, wie eine Selbstbestrafung.

Die Angst vor der Strafe verschiebt sich, wie wir schon früher haben feststellen können, in eine Angst vor dem Geständnisse. Logischerweise muß sich der Wunsch nach der Strafe (als Sühne) in den Wunsch nach dem Geständnis verschieben. Dieser Wunsch wird sich — ebenso wie die verdrängten oder unterdrückten Triebwünsche — mehr oder weniger deutlich im Sinne von zwangsmäßigen Durchbrüchen ins Bewußte äußern können. Wenn die Fehlhandlungen der Kinder gerade vor denjenigen Personen begangen werden, denen man die sich auf die Fehlhandlung beziehende schlimme Tat eingestehen möchte, so scheint doch die Fehlhandlung ein zwangsmäßig abgelaufenes,

agiertes Geständnis zu sein: Wo der Mund nicht sprechen wollte, spricht die Gebärde an seiner Statt.

Das Kind möchte gestehen, aber aus Angst vor dem Geständnis mag oder kann es nicht gestehen. Geständnisangst und Geständniswunsch wirken zugleich wie Strafangst und Strafwunsch. Das Nebeneinanderlaufen zweier entgegengesetzter Strebungen im gleichen Menschen ist der Wissenschaft längst bekannt (Ambivalenz).

Aus diesen Überlegungen komme ich dazu, zu vermuten, daß der Selbstverrat jedenfalls häufig einem Geständnis gleichbedeutend ist.

Oft wird jedoch vom Gestehenden (im obigen Sinne) gar nicht erkannt, daß er etwas gesteht. Aber der Neurotiker, der in seinem Symptome die Befriedigung eines unbewußten Triebwunsches darstellt, weiß in seinem Bewußten auch nicht, was er tut. Und doch befriedigt er sich und weiß unbewußt, daß er sich befriedigt: Die psychoanalytische Arbeit ist imstande, aufzudecken, daß er weiß, daß er dies tut. Ist es nun so sehr undenkbar, daß das Unbewußte in ähnlichem Sinne doch weiß, daß es etwas gestanden hat und sich so entsühnt, auch wenn das Bewußte nichts davon merkt?

Ein weiterer Einwand mag darin bestehen, daß man mir sagt, das unbewußte Geständnis werde oft jemandem gemacht, den es gar nichts angehe. Warum gesteht die Schülerin mit der „Seekrankheit" in ihrem Symptom gleichsam allen Leuten, daß sie schlimme Wünsche gegen ihre Tante hegt? Allen Leuten, von denen in diesem Falle nur ich das unbewußte Geständnis merke, und auch erst dann, als sich mir die seelische Herkunft der „Seekrankheit" durch ihr wiederholtes Auftreten und ihre Beseitigung durch die verschiedensten ärztlichen Maßnahmen aufdrängt?

Wir haben gesehen, das Kind will seinen Eltern, vorab dem Vater als Vertreter der Ordnung und Gewalt und als der strafenden Instanz, eingestehen, bzw. von ihm bestraft werden. Und wir wissen aus den psychoanalytischen Untersuchungen über den Aufbau des Ich, daß dieses sich am Vater, dann an allen Autoritätsvertretern bildet. Schließlich wirkt die kulturelle Forderung der gesamten erwachsenen Menschheit (soweit sie das Kind fühlt oder kennt) als Autorität — — und darin könnte der Grund gefunden werden, warum sich das im neurotischen Symptom verratende Geständnis „an Alle" wendet — — an Alle als Vertreter der Autorität. Dazu aber auch an jenen Teil der eigenen Seele, der das durch die äußere Autorität vertretene Gesetz in sich aufgenommen hat (das „Über-Ich").

Diese Bemerkungen füge ich der kleinen Sammlung meiner Schülerbeobachtungen bei, um zu zeigen, wie wenig einfach der ganze Sachverhalt ist, und daß ich die Ergebnisse durchaus nicht als gesicherte und zu verallgemeinernde Erwerbe betrachten möchte.

Zum Schlusse möchte ich nochmals betonen, daß die Geständnisangst und der Geständniszwang die Strafangst und das Sühnebedürfnis jedenfalls in den von mir beobachteten Kindern nicht vollständig ersetzen, sondern daß beide nebeneinander laufen und sich ergänzen. Je jünger die Kinder sind, desto mehr steht

die Angst vor der Strafe im Vordergrund, und noch bei Vierzehnjährigen sind Äußerungen einer Geständnisangst und eines Geständniszwanges nach meiner Beobachtung selten. Und doch kommen auch bei jüngeren Kindern Fehlhandlungen vor, die dem Kundigen etwas verraten.

Diese Tatsache kann ich mir nur so erklären, daß der unbewußte Geständniszwang, der sich in einer Fehlhandlung äußert, erst in späterem Alter hinzukommt und sich an das Symptom knüpft. Es wird dann gleichsam noch durch einen weiteren Zug determiniert.

Über sachliche und unsachliche Erziehung

Von Ernst Schneider

Die Einstellung des Erziehers zu seiner Aufgabe kann sachlich oder unsachlich sein. Sie ist dann sachlich, wenn die Erziehung darauf gerichtet ist, den Zögling in seinem Innern und in seinen Beziehungen nach außen zu ordnen. Die unsachliche Erziehung läßt sich leiten von Ordnungstendenzen, die sich auf Unstimmigkeiten im Erzieher selbst zurückführen lassen. Der Erziehende schaut durch die Brille eigener Unerzogenheit. Das Kind läßt sich etwas Bestimmtes zuschulden kommen. Der Erzieher wird davon höchst unangenehm berührt und greift „erzieherisch" ein, sei es durch eine Strafpredigt oder gar durch eine Ohrfeige. Nachdem er wieder ruhig geworden ist und sich überlegt, warum ihn der Vorfall in Aufregung versetzt hat, muß er feststellen, daß er in seiner Kindheit ähnliche Fehler begangen hat wie sein Kind jetzt. Und wenn er sich überhaupt sein gesamtes Verhalten diesem gegenüber vergegenwärtigt, muß er sich gestehen, daß er gerade dann die Neigung hat, „erzieherisch" einzugreifen, wenn bei den Kindern Verfehlungen auftreten, die auch einst seine Schwäche waren und vielleicht noch heute sind. Aber auch das Umgekehrte ist möglich. Solche Verfehlungen werden einfach übersehen; bedeuten sie doch unliebsame Erinnerungen an die eigene Fehlerhaftigkeit. Es läßt sich häufig feststellen, daß Lehrer, die seinerzeit ihren Erziehern große Schwierigkeiten bereiteten, zu den strengen zählen und sich besonders hart, sogar kleinlich gerade solchen Verfehlungen der Schüler gegenüber verhalten, die einst ihre eigenen waren. Im Gegensatze dazu gibt es Lehrer, die deshalb keine Disziplin halten können, weil sie die kindliche Disziplinlosigkeit übersehen oder sie weder zu bestrafen noch zu beheben vermögen. Es müßte vorerst im eigenen Innern Ordnung geschafft werden. Strafen würden Selbstbestrafungen sein.

Die Motive des unsachlichen erzieherischen Verhaltens sind meist unbewußt und verraten sich dadurch, daß die Erziehungsmaßnahmen, überhaupt das ganze Verhalten, einen besonders affektiven Charakter tragen. Man könnte infolgedessen die unsachliche Erziehung auch eine affektive nennen. Der Erzieher benimmt sich so, als ob er durch Fehler des Kindes irgendwie persönlich

getroffen wäre und von den Handlungen des Kindes überhaupt sein eigenes Leben abhängig wäre.

Aus bestimmten erzieherischen Grundeinstellungen ist ersichtlich, daß dem Zögling kein Eigenleben zugebilligt wird, sondern daß er irgendwie eine Wiederholung der Jugend des Erziehers bedeutet. Es findet eine Gleichsetzung der Jugend des Erziehers mit der des Zöglings statt. Hat z. B. der Erzieher eine harte Jugend genossen, sei es, daß die Erziehung eine strenge war oder daß die äußeren Lebensverhältnisse schwierige waren, so kann der Erzieher danach trachten, dem Zögling alle Lebensnöte möglichst zu ersparen, die er selber erlitten hat. Die Erziehung hat auf diese Art einen verweichlichenden Einfluß und macht den heranwachsenden Menschen zum Leben untüchtig. Auch die entgegengesetzte Einstellung ist möglich und kann unter den Satz gebracht werden: mir ist in meiner Jugend schlecht gegangen, warum soll es dir besser ergehen; aus mir ist gleichwohl oder gerade deswegen etwas geworden. Die beiden Einstellungen sind affektiv, die erste könnte man eine sentimentale, die zweite eine rachsüchtige nennen. Beide Erzieher sind an ihrer eigenen Jugend hängen geblieben. Der eine läßt sich von seinen unerfüllten Wünschen leiten, der andere von der Wut, daß man sie ihm nicht erfüllt hat.

Ich möchte hier ein Stück aus der Analyse einer Dame anführen, aus der die Folgen einer affektiven Erziehungseinstellung des Vaters besonders eindrucksvoll ersichtlich sind. Der Mitteilung eines Traumes von einem angeketteten Reifen und von einer Stimme, die etwas vom Halten der Gebote sprach, folgten absprechende Urteile über Jehova, der Gebote aufstellt, Gehorsam verlangt und Ungehorsam bestraft, die Gebote aber selber nicht hält. Die Schimpfereien dauerten mehrere Stunden an. Wir kamen dann auf die Kindheit, zu den religiösen Andachten im väterlichen Hause, die äußerlich mitgemacht, aber innerlich verhöhnt wurden. Darauf folgten Einfälle, die sich mit dem Vater als Erzieher beschäftigten. Der Vater verlangte nach den Angaben der Analysandin unbedingte Anerkennung seiner Autorität und liebevolle Zuneigung, verhielt sich aber so, daß ihm Achtung schwer entgegenzubringen war. Auch soll er unfähig gewesen sein, selber zu lieben.

Der Vater wuchs in sehr ärmlichen Verhältnissen auf, hatte es aber dank seinem zähen Fleiße, der als zwangsmäßig anzusehen ist, zu etwas gebracht. Das war sein Stolz, dessen er sich oft rühmte und den er sich weiter erhalten wollte, indem er alles daran setzte, aus seinen Kindern „etwas zu machen". Zuerst wandte er seine Aufmerksamkeit einem der Knaben zu. Dieser war begabt und sollte studieren. Die Begabung war aber nicht der erste Grund, der den Vater zu diesem Entschluß bewog, sondern der Wunsch, daß der Sohn seine Jugendträume erfülle. Sein Stolz sollte Nahrung bekommen. Alle Welt sollte sagen können: der Mann hat einen gebildeten Sohn.

Der Sohn aber enttäuschte den Vater, indem er gerade dann, als er mehrjährig geworden war, die Studien abbrach, sich verheiratete und ins praktische Leben überging, wobei er einen anderen Beruf ergriff als den, den ihm Vater und Begabung nahelegten. Die Wut des Vaters war groß. Doch sie legte

sich schließlich. Die nachfolgende Tochter sollte nun der Stolz des Vaters werden. Sie sollte studieren, einen mehr männlichen akademischen Beruf ergreifen, nie heiraten, sondern ihr ganzes Interesse ihrem Berufe zuwenden, damit der Vater stolz auf sie sein könnte.

Der Vater fand nun besonders diese Tochter für seine Ziele geeignet, nicht nur, weil sie begabt, sondern auch, weil sie im Gegensatz zu ihren Geschwistern die Gehorsame, die Brave war.

Die Tochter absolvierte das Gymnasium und die Hochschule, übte ihren Beruf aus, wechselte häufig ihre Stelle, nachdem sie vorher jedesmal einige Zeit unter dem Drucke des Zwangsgedankens: „Ich halte es hier einfach nicht mehr aus" gestanden hatte. Eine vernunftgemäße Überlegung sagte ihr, daß es wohl noch ganz gut auszuhalten wäre. Parallel mit diesen Veränderungen liefen ihre Einstellungen zum anderen Geschlecht. Während der Schulzeit hatte sie nur Interesse für das Lernen, betrachtete die Vertreter des anderen Geschlechts als Kameraden wie ihre Studiengenossinnen. Die gleiche Einstellung hatte sie später ihren Berufsgenossen gegenüber. Da packte sie auch zwangsweise der Gedanke, sich mit den Männern zu beschäftigen. Sie ließ sich diese annähern, deren Verlangen auf einen Höhepunkt treiben, wandte sich dann aber schroff von ihnen ab nach der Formel: „Was denken Sie eigentlich von mir, ich bin eine anständige Frau." Schließlich blieb sie doch an einem Manne hängen, den sie heiratete. Obschon es nahe gelegen hätte, daß sie weiter in ihrem Berufe tätig geblieben wäre, verlor sie hiefür alles Interesse. Als Hausfrau und Gattin fand sie sich aber auch ungeeignet, und der Zwangsgedanke: „Ich halte es in der Ehe nicht mehr aus", kam ihr von neuem. Als sie sich verheiratete, war der Vater natürlich wütend, obschon sie sich einem angesehenen Manne antraute. Wenn sie sich über ihre Zukunft Gedanken machte, stellte sich vor sie das Bild einer Tante, deren Hauptsport war, über die Männer zu schimpfen. Es war die Schwester des Vaters, die dieser nie leiden mochte und über die er sich in den abfälligsten Bemerkungen erging.

Bei der Analyse stellte es sich klar heraus, daß jenes zwangsmäßige Wegwenden vom Berufe und auch das zwangsmäßige Hinwenden zum Manne aus dem Unbewußten stammten und ihre Wurzeln in der in der Kindheit zurückgehaltenen und durch betonten Gehorsam kompensierten Vateropposition hatten. Wie wir früher gesehen haben, war das Mädchen zum Unterschied von seinen Geschwistern die Gehorsame. Der Wunsch zum Ungehorsam, hervorgerufen durch den väterlichen Druck, lebte sich in zahlreichen Phantasien aus. Die Analyse der Oppositionseinstellung zum Vater führte zu einer Deckerinnerung,[1] die ins vierte oder fünfte Lebensjahr verlegt wurde. Der Vater sprach scherzweise davon, an Stelle der Mutter eine andere Frau zu heiraten, und zwar eine mit einer bunten Schürze. Obschon die Analysandin anfangs vorgab, den Vater nie geliebt zu haben, förderte die Analyse starke infantile Liebesbindungen zutage,

---

1) Eine Deckerinnerung ist eine solche Erinnerung, hinter der sich andere, bewußtseinsunfähige, verbergen.

denen schließlich Eifersucht und mächtige Enttäuschungen am Vater folgten. Es würde hier zu weit führen, diese Erlebnisse weiter zu behandeln. Ihr Inhalt ist im wesentlichen in der angeführten Deckerinnerung festgehalten worden und betrifft das, was in der Psychoanalyse unter dem Begriff des Ödipuskomplexes zusammengefaßt wird. Die am Vater erlittene Enttäuschung führte in der Folge dazu, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, also den Vater auch zu enttäuschen. Das konnte offenbar am besten geschehen, indem man ihn an seiner verwundbarsten Stelle, dem Vater- und Erzieherstolz, angriff. Hieraus erklären sich: Der Drang, sich dem Manne zu nähern, obschon die Liebesfähigkeit dem anderen Geschlechte gegenüber verkümmert war; der Drang, den Mann zu reizen, um ihn nachher in die beschämende Situation des Abgeblitzten bringen zu können; der Drang, die Stelle zu wechseln, und der Verlust des Interesses am Berufe; der Drang, zu heiraten, ohne daß im Grunde der Mann geliebt wurde; das sich aufdrängende Zukunftsbild der Tante, die vom Vater verachtet wurde. Dieses Bild ist vom Unbewußten her so zu sehen: Ich will so werden wie die Tante, auf diese Weise kann ich den Vater am besten für seine an mir begangene Untreue bestrafen.

Wir haben das Schicksal der Dame nur von der Seite der fehlerhaften Erziehungseinstellung des Vaters aus betrachtet. Es hat noch andere Komponenten. So wird gewiß die Frage aufgeworfen: Wie war es möglich, daß sich die Dame durch die Verwirklichung ihres Vaterhasses selbst am meisten schädigte? Die Beantwortung dieser Frage würde uns auf ein starkes Schuldgefühl führen, das sich zum Teil in der Kindheit jenen Gehorsam erzwang und später, als der Gehorsam umschlug, in einer Selbstbestrafung einen Ausgleich suchte. Dieses Schuldgefühl hängt mit der ungelösten positiven und negativen Liebesbindung an den Vater zusammen.

Psychoanalyse und Mythos

Von Dr. Theodor Reik, Wien

Jene rätselhaften Phantasieprodukte, die Mythen, haben die Menschheit seit jeher angezogen und die Wissenschaft interessiert. Alle noch so klugen Erklärungen haben es nicht vermocht, dieses starke Interesse zu befriedigen; immer fühlten die Menschen, daß im Mythos Lebensfragen zur Sprache kommen, und mancher ahnte, daß das Verständnis der Mythen Einblick in wichtige Geheimnisse geben könnte. Wir behaupten nicht, daß die Psychoanalyse alle Rätsel der Mythen gelöst hat, vieles wartet noch auf seine Klärung. Aber die psychoanalytische Betrachtungsweise hat der Mythenforschung die Wege gezeigt, die zur Lösung vieler Probleme führen, und will in der Zukunft Hauptfragen in der heutigen wissenschaftlichen Mythenforschung aufklären. Die Hauptergebnisse der Psychoanalyse auf diesem Gebiete sind: Die Deutung der Mythen, das Ver-

ständnis der psychischen Beweggründe, durch welche sie entstanden sind, und der Seelenvorgänge, durch die sie zustande kamen, sowie ihre Stellung in der Kulturerziehung. Wie kam aber die Psychoanalyse dazu, ihre Forschungsmethode auf das Gebiet der Mythen auszudehnen? Alle Mythen sind, so verschieden sie auch untereinander sein mögen, Produkte der Phantasie. Das Phantasieleben des Einzelnen und der Völker zu erforschen, wurde zur Aufgabe der analytischen Bemühung, weil sich die Phantasie in der Genese neurotischer Symptome, künstlerischer Werke, kindlicher Spiele oder religiöser Spekulationen auswirkt. Die Psychoanalyse hat die unbewußten Triebkräfte, welche zur Mythenbildung drängen, die seelischen Mechanismen, die in ihrer Gestaltung wirksam sind, aufgedeckt und die Symbolik, welche uns als Ausdrucksmittel des Mythos so oft seinen Sinn und seine Bedeutung verschleiert, enträtselt.

Den besonderen Anlaß für die Beschäftigung der Psychoanalyse mit der Mythenforschung gab die Einsicht in die seelische Entstehung und den verborgenen Sinn des Traumes: dieser hat viele äußere und innere Ähnlichkeiten mit dem Mythos. Von der analytischen Forschung des Traumes aus, die von F r e u d s „Traumdeutung" ausging, durfte die Mythenforschung ein tieferes Verständnis ihrer wesentlichen Probleme erwarten. Wir verdanken außer F r e u d den Forschern Otto R a n k, Karl A b r a h a m und anderen die Psychoanalyse der Entstehung bzw. Fortbildung des Mythos. Die Deutung der Träume, insbesondere der typischen Träume, führte unmittelbar zur Aufdeckung des verborgenen Sinnes des Mythos: das Verständnis für die seelischen Voraussetzungen und Ziele, die Kenntnis der unbewußten Mächte, die den Traum bestimmen, wurde für die Mythenforschung entscheidend. Neben der Mythendeutung, welche die Psychoanalyse brachte, war so gegenüber der flächenhaften Auffassung der früheren Mythenwissenschaft eine genetische Betrachtung gewonnen. Der Traum hatte sich im Lichte der Tiefenpsychologie F r e u d s als die entstellte Darstellung eines aus dem Kinderseelenleben stammenden unbewußten Wunsches erwiesen. Die Psychoanalyse konnte nun die Mythen als entstellte Überreste von Wunschphantasien der Völker nach F r e u d s Ausdruck als „jahrhundertelange" Träume der jungen Menschheit auffassen. Wie in der Traumschöpfung des Einzelnen, so ragt in der Mythenproduktion ein Stück untergegangenen Seelenlebens in eine veränderten Kulturbedingungen unterworfene Zeit.

Die Wunschregungen aber, die der Mythos nach seiner Deutung als die ihm zugrunde liegenden preisgibt, entsprechen denen, die beim einzelnen traumbildend werden. Sie entstammen den Konflikten der kindlichen Seele und beziehen sich insbesondere auf das Leben innerhalb der Familie. Die besondere seelische Einstellung zu den Eltern und Geschwistern, welche die Psychoanalyse bis in ihre unbewußten Züge verfolgt hat, die libidinösen Strömungen und die ehrgeizigen Regungen werden immer wieder als der wesentliche verborgene Inhalt der mythischen Erzählungen gefunden.

Als die einzige notwendige Voraussetzung für die analytische Mythendeutung hat Rank mit Recht den Grundsatz aufgestellt, daß der Psychologe an die Realität des Erzählten zu glauben habe. Was aber ist damit gemeint? Wir

glauben gewiß nicht mehr an die tatsächliche Realität des Mythos wie der primitive Mensch; Götter, Drachen und Sphinxe, Kobolde und Geister sind uns längst entfremdet. Wir müssen aber an die seelische Realität des Mythos glauben, wenn wir ihn verstehen wollen, wir müssen daran glauben, daß er einen verborgenen Sinn enthält, dessen Aufzeigung ihn als mit den stärksten Impulsen der Menschheit verbunden enthüllt.

Die primitiven, sexuellen, grob-egoistischen und feindseligen Triebregungen, die man nach Rückgängigmachung der Entstellungen durch die analytische Deutungstechnik am Grunde des Mythos findet, mußten freilich in immer steigendem Maße im Interesse der Festigung der Gemeinschaft unterdrückt werden. Der teilweise Verzicht auf Befriedigung bestimmter Triebregungen gehörte ja zu den wichtigsten Voraussetzungen der Gesellschaft. Aber was das reale Leben versagte, gewährte die mythenbildende Phantasie; die Wünsche, deren Befriedigung durch die Notwendigkeiten des sozialen Lebens und durch kulturelle Anforderungen verboten wurde, wurden im Mythos verwirklicht. So steht auch der Mythos im Dienste der wunscherfüllenden Instanzen unseres Seelenlebens, mögen sich später auch jene Tendenzen, welche sich der Verwirklichung der verpönten Strebungen entgegenstellten, Ausdruck in der Mythengestaltung geschaffen haben.

Über das Traumleben

Von Dr. med. Rh. Liertz, Bad Homburg v. d. Höhe

III[1]

Die Traumforschung ist nicht nur durch die Seelenaufschließung ins Leben gerufen worden, sondern sie gehört zum wichtigsten Rüstzeug dieses seelenkundigen Kunsthandwerks; werden doch ganze Heilbehandlungen nur an der Hand des Traumforschens und Traumdeutens durchgeführt. Wir fanden, daß der Traum das im Schlaf auf Tageserlebnisse antwortende Seelenleben darstellt, daß manche Träume, besonders im kindlichen Alter, unmittelbare, unverhüllte Wunscherfüllung bringen. Die Traumentstellung gehört demnach nicht zum Wesen des Traumes. Die Traumhandlung hat als Antwort auf einen körperlichen oder seelischen Reiz den Wert einer Erledigung des Reizes. Der Traum kann also nicht der Schlafstörer sein, sondern ist der Schlafhüter, der die Schlafstörungen beseitigt.

Das Traumentstellende ist das in uns wirkende Sittliche, das durch Auslassen, Abschwächen, Anspiegeln, Umgruppieren des Stoffes und Verschieben der Betonung den verborgenen Traumgedanken in den geoffenbarten Traum umwandelt. Das Streben, das das Sittliche ausübt, ist das, was vom wachen Urteil des Träumers

---

1) I. siehe Heft 2 vom 15. Nov. 1926, Seite 41, und II. siehe Heft 4 vom 15. Jan. 1927, Seite 119. Mit diesem Beitrag schließt die Artikelreihe.

mehr oder weniger anerkannt wird, mit dem er sich einig fühlt oder doch abzufinden sich gewöhnt hat. Der Bub, der am Vortag den brennenden Wunsch hatte, die Kirschen in Nachbars Garten zu besitzen, träumt in der Nacht, er erhalte wegen schlechter Schulaufgaben vom Lehrer Prügel, oder, in noch größerer Verschiebung, ein Mitschüler erhalte die Strafe. Da hat nicht nur das Gewissen mit seinem „Du sollst", sondern ebenso eine Straferinnerung den Bub am Vortag abgehalten, Kirschen zu stehlen. Aber der Wunsch nach dem Genuß drängt doch noch nach Befriedigung im Traum, wobei dann die verdiente Strafe nicht der Bub selbst, sondern der „andere", den wir ja allzu gern im Leben herbeiholen, erleidet. Meist entledigt sich das Ich seiner sittlichen Fesseln im Traum, besonders wenn es sich um Ansprüche des Geschlechtsdrangs handelt; die Wollust wählt ihre Gegenstände hemmungslos, und zwar die verbotenen am liebsten. Gelüste, die wir fern der eigenen menschlichen Natur glauben, zeigen sich stark genug, Träume zu schaffen. Selbst der im Wachen gebändigte Haß tobt sich schrankenlos im Traum aus. Rache- und Todeswünsche gegen die nächststehenden, im Leben geliebtesten Personen sind nichts Ungewöhnliches und gestalten die herrlichste Trauerfeierlichkeit aus dem Märchenland im Traumleben. Gerade die im Wachen sittlich niedergehaltenen, gebändigten Wünsche scheinen aus einer wahren Hölle aufzusteigen; kein Sittengesetz, in den Schlafzustand aus unseren sittlichen und schöngeistigen Grundsätzen mitherübergerettet, scheint in uns im Traum wirksam zu sein, wie hart wir sie auch nach der Deutung im Wachen gegen diese Wünsche anwenden möchten. So ist die Traumentstellung eine Folge der Gewissensmacht, die vom anerkannten Streben des Ich gegen eine irgendwie anstößige Wunschregung ausgeübt wird, die sich nächtlicherweile, während des Schlafes, in uns rührt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß ein Traum zumeist nur ein Gedanke ist wie ein anderer, ermöglicht durch den Nachlaß des Gewissens und die unbewußte Verstärkung aus dem Triebhaften, andererseits entstellt durch das einwirkende Gewissen und das unbewußte Bearbeiten. Die begleitende, triebhafte Gefühlsregung führt zu einer gefühlsmäßigen Änderung des Selbstbewußtseins im Schlaf. Dadurch entsteht eine Fähigkeit, Erfahrungen, Lebenslagen und Gegenstandserinnerungen im geistigen Blickpunkt zu verflachen. Dies ermöglicht, die eigenen Zustandsänderungen als etwas außer sich selbst zu sehen, und wird im Verlust des Wirklichkeitsbewußtseins und ebenso im Traum verstärkt, wo wir uns selbst handelnd sehen. Daß es zu einem bildhaften Erleben im Traum kommt, ist durchaus nichts Sonderbares. In Wahrheit denkt kein Mensch aus Fleisch und Bein überwiegend oder ausschließlich in Begriffen. Auch der angeblich ganz Begriffliche sieht beim Denken Innenbilder, nur spannt er in seiner Seele keine Brücke zwischen Bildgedanken und Bildwort. Es ist dies bedingt, weil das Ineinander von Geist und Sinnlichkeit unser ganzes Erkennen beherrscht; manche Wahrheiten ruhen in rein geistiger Form im Verstand; ein wirklicher Gedanke aber ist nicht möglich ohne Sinnesbild, und sei es auch nur ein Wortbild.

Im Traum wird der Tagesrest, der als Widerschein der Verstandesarbeit am Tag auftritt, zum bildlichen Ausdruck eines Wunsches verwoben, sinnbildlich,

eben weil der Traum kein Denken ist und wir uns der Sinnbilder bedienen, falls wir etwas wegdenken und doch nicht denken wollen. Daß der Traum Wünsche, manchmal in verschrobenster und verworrenster Form, darstellt, gehört zu den seelenkundigen Erfahrungen, da jeder seelische Zustand sich auf einen Wunsch zurückführen läßt. Bei der Traumforschung fällt besonders auf, daß das Unbewußte sich, zumal falls es sich um dargestellte geschlechtliche Bilder handelt, einer gewissen „Symbolik“, Sinnbildnerei, bedient. Sie ist zum Teil persönlich verschieden, zum anderen Teil allgemein mustergültig festgelegt; sie scheint sich mit der Sinnbildsprache zu decken, die wir hinter unseren Sagen, Märchen, hinter den Volksbräuchen und der Volkssprache annehmen. Jeder Sinnbildbrauch hat bezeichnende Eigenschaften. Diese sind: Erstens das Vertreten eines anderen, wichtigeren Gedankens, zweitens etwas Gemeinsames beider Gedanken; drittens das Sinnbild wirkt auf die Sinne, das Dargestellte ist verhältnismäßig begrifflich; die sinnbildliche Denkweise ist eine einfache Art des Denkens überhaupt; die Sinnbilder entstehen unbewußt, unwillkürlich, von selbst wie ein Witz. Die seelische Grundlage des sinnbildlichen Darstellens ist das Gleichsetzen. Dies bedeutet aber keine Verstandesschwäche, sondern ist durch das Lustgesetz des einfachen Denkens und durch den Wirklichkeitsgrundsatz erklärbar, damit alles Unbekannte einen Sinn erhält. Sinnbildlich dargestellt wird nur das Verdrängte; deshalb ist die Beziehung des darstellenden und dargestellten Begriffs nicht umkehrbar.

Die Neigung des Menschen, seine innersten Gedanken und Empfindungen sinnbildlich darzustellen, ist so allgemein, daß hier kaum eine Meinungsverschiedenheit auftreten kann. Ein Blick in die wirkliche Kinderstube, aber ebenso in die einfache Volkssprache der großgewordenen Kinder, in die Märchenerzählerstube alten und neuen Stils, zeigt uns, wie tief eingewurzelt der Hang ist, das, was einem peinlich oder zu heikel und rücksichtslos dünkt, sinnbildlich darzustellen. Welche Mutter könnte ihrem wißbegierigen Kind seine Zeugung und Geburt wirklich schildern? Und doch verlangen kindliche Neugier und mütterliche Mitteilsamkeit nach einer Hilfe, all das Wonnige und Erschütternde, all das Glückselige und Schmerzliche in Worten erzählen zu können. Die Wortbilder der Tatsachen erscheinen der Erzählerin zu unheilig und rücksichtslos, so schuf sie Sinnbilder des Gedachten und Erlebten. Die sich hierüber äußernde Volksseele nahm die Bilder aus der Natur, dem Alltagsleben, und schuf so einen Wort- und Bilderschatz, um etwas anzudeuten, was man sagen mußte, aber nicht ausdrücken wollte. In jedem von uns steckt ein Stück Volksseele, wir alle sind großgewordene Kinder. Daher ist es gar nicht so unverständlich, daß uns allen, die wir Menschen heißen, der Drang nach Sinnbildnerei innewohnt, daß der Bilderschatz hierfür allen Menschen gemeinsam ist. Wer einmal an unsere Urmärchen und Sagen mit offenen Kinderaugen herantritt, der findet eine Fülle der Sinnbilder, die uns allen geläufig sind. Es sind dabei immer die einfachsten, alle Menschen gleich stark angehenden Dinge, die hier versinnbildlicht werden. Geburt und Tod, Liebesleben und Entfaltung des Menschen ziehen in buntesten Bildern an uns vorüber, wenn wir das deutsche Märchenbuch aufschlagen. Die

Lohengrinsage, Hänsel- und Gretel-, Schneewittchen-Märchen, um nur diese anzuführen, sind Sinnbilder des Geheimnisvollen, Unheimlichen, Gruseligen, Schmerzlichen und Glückseligen, das nun einmal mit dem Menschwerden verbunden ist. Wenn jetzt die Volksseelenforscher bei den wilden Völkern in ihren gottesdienstlichen und gesellschaftlichen Bräuchen wiederum die gleiche Neigung zum Versinnbildlichen der gleichen Dinge nachweisen, so ist dies nicht wunderlich, da die Menschen in ihrem Menschsein sich stets gleichen, ob sie wild oder gebildet, ob sie weiß oder schwarz, ob sie Europäer oder Bewohner anderer Erdteile sind und ob sie Mitmenschen oder vorgeschichtliche Urbewohner der Erde waren. Darum träumt jeder Mensch in der gleichen Art, ebenso in den gleichen Sinnbildern. Das bildhafte Denken, die fehlende Sprachlehre und Denklehre, das sprachentwicklungsgeschichtliche Entstehen der Begriffe aus körperlichen Dingen, die Sinnbilder bei den Wilden, in der Volkskunde und im Sprachgebrauch, zeigen so überraschende Ähnlichkeit mit den Traumsprachgewohnheiten, daß wir diese gewissermaßen als eine Art von rückgearbeitetem Denken bezeichnen können. Jeder Begriff ist letzten Endes verdichtet, das scheinbar so unsinnige Ersetzen der Dinge durch ihr Gegenteil im Traum findet sein Entsprechendes darin, daß in den ältesten und in manchen Negersprachen sich ausschließende Gegenstände durch das gleiche Wort ausgedrückt werden, das erst später durch Zusätze oder durch die Tonhöhe abgeändert wird. Das Vorstellen zu einem bestimmten Zweck, die Vorstufe des Verdrängens, und mit ihr beim Seelenleiden doch so oft unentwirrbar verknüpft, ist ebenso heute noch das Vorrecht der Kinder und seelisch nicht fertiger, unausgebildeter Menschen. Und schließlich finden die gelockerten Gedankenreihen im Traum ihr zum Teil längst bekanntes Entsprechendes in Kinderreimen, im Volkswitz und in expressionistischen Bildern. Ebenso sind Sagen und Märchen erfüllte Wünsche der Völker mit Verdichtetem, Verdrängtem und Verschobenem.

Im allgemeinen verstehen wir unter einem Sinnbild etwas Faßbares, Deutliches, das etwas minder Deutliches, Begriffliches oder absichtlich geheimnisvoll Gelassenes anzeigen und vertreten soll. Die Beziehung zwischen dem Gegenstand und seinem Sinnbild ist aber nicht nur eine verstandesmäßige. Das Sinnbild ist der geoffenbarte Ausdruck von etwas Verborgenem, das hinter den Erscheinungen steht. Richtige, echte Sinnbilder sind nur die, die mit dem, was sie vertreten sollen, innig zusammenhängen. Gegenstand der Sinnbilder können sein: Erstens Gedankeninhalte, zweitens der Zustand, die Tätigkeit, das Gefüge der Seele oder die Weise seelischer Verrichtungen, bewußt oder unbewußt, drittens körperliche Vorgänge. Als Traumleben-Begriff ist das Sinnbild der bewußtseinsfähige Vertreter eines unbewußten Vorstellungsinhalts, wobei es bei einer Reihe von Sinnbildern zunächst rätselhaft bleibt, wie sie zu ihrer Rolle gekommen sind. Die Sinnbildnerei beschränkt sich fast ganz auf Stoffe von Geburt, Liebe und Tod, auf Gedanken über den Körper, die nächsten Angehörigen, besonders die Eltern, woraus wir schließen, daß diese Gegenstände die Grundaufmerksamkeit aller Menschen umfassen.

In Wirklichkeit haben die im Traum verwendeten Sinnbilder keine feste

Bedeutung. Die gleiche Sache kann von verschiedenen Träumern auf verschiedene Weise versinnbildlicht werden, je nach deren Erfahrung, Gemütsart und den besonderen Umständen des Traums. Das Sinnbild muß im Rahmen des ganzen Menschen erfaßt werden. Dabei gibt es allgemeingültige Sinnbilder für ganz Bestimmtgedachtes, die in den Träumen stets mit der gleichen Bedeutung wiederkehren. Die Gefühle werden im Traum selten erlebt, sondern sinnbildlich gesehen. Furchthaben wird in einer unheimlichen Person, Getröstetwerden mit Kommen der Mutter versinnbildlicht. So kann häufig das Versäumen eines Zuges oder Geprüftwerden die Furcht, etwas sehr Wichtiges ganz zu verfehlen, sinnbildlich darstellen. Der Traum vom bestandenen Examen trotz Schwierigkeiten versinnbildlicht einen Wunsch, bei einer bevorstehenden schweren Aufgabe, die der Träumende nicht zu erledigen fürchtet, doch Erfolg zu haben. Die Angst wird durch Stolpern, Überfahrenwerden ohne Verletzung versinnbildlicht. Dies rührt von der Hemmung her, die der körperliche Audruck der Furcht ist. Mitunter ist das Sinnbild von den dargestellten Gegenständen weit entfernt. Seine äußersten Formen treffen wir in den Träumen Erwachsener, wenn die Gefühle sehr tief und infolge von Zusammenstößen stark verdrängt sind.

Bei der Traumforschung zeigt sich, welch wichtigen Einfluß kindliche Vorstellungen über das Geschlechtliche auf den Menschen haben, wie die Regung der Wollust fast beständig verdrängt wird und im Traumleben wieder aus dem Unbewußten sinnbildlich zum Vorschein kommt. Das Auftreten geschlechtlicher Träume ist abhängig von der Stärke des Geschlechtstriebes; dabei besteht bei den meisten Menschen die Neigung, gerade die Dinge sinnbildlich im Traum darzustellen. Die Deutung der Sinnbilder ermöglicht es, dem Menschen zu zeigen, daß er aus der Vergangenheit Hemmungen hat. Wie wir dem Unbewußten nicht nur geschlechtliche Dinge zuschreiben können, so ist das naturgeschlechtliche Erklären der Sinnbilder und der Träume einseitig. Es besteht deutliche Ähnlichkeit zwischen den Geschöpfen des Traumes und den Kunstwerken. Dabei hat jeder Traum ebenso eine geschlechtliche Teilkraft, kann aber nicht nur als geschlechtliches Ergebnis bezeichnet werden.

Der Traum entsteht aus dem Tagrest im weitesten Sinn, das heißt irgendeinem Gedächtnisinhalt und dessen Bearbeitung seitens der Einbildungskraft, die aus dem gesamten Triebleben gespeist wird. Die Regungen sind ursprüngliche Leibesreize, aus deren Zusammenklingen überhaupt das Gleichgewichtsgefühl der Person entsteht.

Die aus dem Vergleich mit der Völkerkunde gewonnenen Sinnbilderklärungen beweisen uns, daß jeder Mensch diese Sinnbilder hat, träumt er nun als Europäer, Amerikaner oder Asiate. Die Sinnbilder können uns darüber Aufschluß bringen, welcher Teil des Traumbildes auf einwirkende geschlechtliche Reize zurückzuführen ist. Dabei ist kein Hintereinander, sondern mehr ein Nebeneinander oder Durcheinander im Traum. Da das Traumleben aus dem gesamten Triebleben, dem Unbewußten und Bewußten, beschickt wird, ist es nicht erforderlich, nur geschlechtliche Trauminhalte anzunehmen, wenngleich in sehr vielen Fällen dieser Inhalt klar hervortritt. Restloses Deuten eines Traumes ist kaum möglich, doch ist es

von großem Vorteil, auf diese Weise das unbewußte Seelenleben teilweise so zu erschließen, und zwar sowohl zum Aufschließen des ganzen Seelenlebens als auch zur erziehenden Leitung der Person. Es gibt in jedem Menschen, nicht nur im seelisch-kranken, Regungen, die aus der Tiefe wollen, die die eigentlichen Zusammenstöße verursachen. Ihnen suchen wir beim Erforschen der Träume, besonders in ihren Sinnbildern, näher zu kommen. Zuweilen ist das Schlechtgelauntsein am frühen Morgen nichts anderes, als daß der Mensch in seiner Traumarbeit mit den Leibesreizen auf das unbewußte Seelenleben noch nicht fertig ist.

Jene Arbeit, die den verborgenen Traumgedanken in den geoffenbarten Traum umsetzt, nennen wir Traumarbeit; die in entgegengesetzter Richtung fortschreitende Arbeit, die vom Traum zu den unterlegten Gedanken zurückgelangen will, ist unsere Deutungsarbeit. Die erste Leistung der Traumarbeit ist das Verdichten; wir verstehen darunter die Tatsache, daß der geoffenbarte Traum weniger Inhalt als die verborgenen Gedanken hat, also eine Art abgekürzter Übersetzung ist. Die zweite Leistung der Traumarbeit ist das Verschieben, das ganz das Werk des Sittlichen in uns ist. Ihre beiden Äußerungen sind erstens, daß ein verborgener Bestandteil nicht durch einen eigenen Ausdruck, sondern durch etwas Entfernteres, also durch eine Anspielung ersetzt wird, und zweitens, daß der seelische Ton von einem wichtigen Bestandteil auf einen anderen unwichtigen übergeht, so daß der Mittelpunkt des Traumes selbst fremdartig erscheint. Die dritte Leistung der Traumarbeit ist die seelenkundig merkwürdigste. Sie besteht im Umsetzen von Gedanken in Anschauungsbilder. Ein Ärgergefühl wird zum Beispiel in eine Person umgewandelt, über die wir uns einmal geärgert haben. Das Bild einer tieftraurigen Stimmung gibt folgender Traum wieder: Eine Kranke träumt, sie hätte einer Freundin eine Handarbeit mit vielen Schäden gezeigt, die sie ausbessern sollte. Sie fand, daß die Schäden so groß waren, daß das Ausbessern sich nicht lohnte. Sie hätte da lieber eine ganz neue Handarbeit gemacht. Gedankeneinfälle dazu: „Mein Leben hat auch so viele Schäden, daß sich der Versuch, sie wieder gutzumachen, nicht lohnt. Es ist immer in mir der Wunsch, nochmals wie ein Kind ein neues Leben beginnen zu können.“ Die Kranke mußte später zeitweise in einer geschlossenen Pflegeanstalt untergebracht werden, da die Verzweiflung sie mitunter wahnsinnig toben ließ.

Aber nicht alles in den Traumgedanken wird so umgesetzt; vieles behält seine Form und erscheint ebenso im geoffenbarten Traum als Gedanke oder als Wissen. Ebenso sind Anschauungsbilder nicht die einzige Form, in der die Gedanken umgesetzt werden. Allerdings handelt es sich bei der Traumarbeit offenbar meist darum, die in Worte gefaßten verborgenen Gedanken in sinnliche Bilder, meist anschauender Natur, umzusetzen. Es gibt wirklich ein Stück der Traumarbeit, die sogenannte nachträgliche Bearbeitung, dem daran gelegen ist, aus den nächsten Ergebnissen der Traumarbeit etwas Ganzes, ungefähr Zusammenpassendes herzustellen. Dabei wird der Stoff nach einem oft ganz mißverständlichen Sinn angeordnet und es werden, wo es nötig scheint, Einschübe vorgenommen. Der Traum ist schließlich nichts anderes als das Ergebnis der Traumarbeit, das heißt die Form, in die die verborgenen Gedanken durch die

Traumarbeit überführt worden sind. Die Traumarbeit ist ein Vorgang ganz einzig dastehender Art, dessengleichen bisher im Seelenleben nicht bekannt geworden ist. Derartiges Verdichten, Verschieben, rückschreitendes Umsetzen der Gedanken in Bilder sind Neuheiten, deren Erkenntnis die seelenaufschließenden Bemühungen bereits reichlich belohnt. Die weitere Bedeutung dieser Einsicht, die sich ebenso auf dem Gebiet der Sprachentwicklung und Märchenbildung nachweisen läßt, beruht darin, daß die Vorgänge der Traumbildung vorbildlich für das Entstehen der Krankheitszeichen sind, die wir bei Seelenleiden finden. Das seelenaufschließende Forschen hat dadurch ebenfalls einen neuen Beweis für das Dasein unbewußter seelischer Vorgänge, die die verborgenen Traumgedanken darstellen, erbracht. Die Traumdeutung hat uns einen ungeahnt breiten Zugang zum unbewußten Seelenleben geschaffen.

Wenn wir den Weg ins Unbewußte weitergehen, kommen wir zum Aufdecken längst vergessener Kindheitserinnerungen. Wir können durch gründliches Traumaufschließen alles Vergessene herausentwickeln. Die kindlichen Erlebniseindrücke sind niemals wirklich vergessen gewesen, sie waren nur unzugänglich, verborgen, haben dem Unbewußten angehört. Dabei stellen wir die erstaunliche Tatsache fest, daß das kindliche Seelenleben mit all seinen Eigenheiten, seiner Ichsucht usw. für den Traum, also im Unbewußten, noch fortbesteht und daß uns der Traum allnächtlich auf die kindliche Stufe zurückführt. Es wird uns so bekräftigt, daß das Unbewußte des Seelenlebens ein großer Teil des kindlichen ist. Die Welt des Kindes dreht sich um das Ich und um die nächste Umwelt. Mit diesen beiden beschäftigt es sich nicht nur im Wachen, sondern meist in Tag- und Nachtträumen. Das Verbotene ist dabei kaum aufsteigend sofort zum Verdrängtwerden verurteilt. Im Traum des Erwachsenen kommt die Kinderwelt aus dem Unbewußten wieder zum Durchbruch meist in Sinnbildern, die Deckbilder für Kindheitserlebnisse oder Eingebildetes, Tagträume in der Kindheit, darstellen.

Wir können uns das Entstehen des Traumes nicht erklären, wenn wir nicht die Annahme einfügen, daß das verdrängte Unbewußte eine gewisse Unabhängigkeit vom Ich gewonnen hat, sobald es sich dem Schlafwunsch nicht fügt und seine Besetzungen behält, selbst wenn alle vom Ich abhängigen Gegenstandsbesetzungen zugunsten des Schlafes eingezogen werden. Erst dann ist zu verstehen, daß dies Unbewußte sich das nächtlich aufgehobene oder herabgesetzte Gewissen zunutze machen kann und daß es sich der Tagesreste zu bemächtigen weiß, um mit ihrem Stoff einen verbotenen Traumwunsch zu bilden. Andererseits werden schon die Tagesreste ein Stück ihrer Widerstandskraft, die sich dagegen wendet, daß die vom Schlafwunsch verfügte Gegenstandsbesetzung eingezogen wird, dem verdanken, daß schon eine Verbindung mit dem verdrängten Unbewußten besteht.

Wenn wir das Ergebnis der Traumforschung zusammenfassen, wird es wenigstens bis zu einem gewissen Grade deutlich, warum unsere Träume so sonderbar aussehen. Wenn wir ein Zusammengesetztes von Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Wünschen als Ganzes nehmen, darauf das geistige Verfahren des Verdichtens und Verschiebens anwenden, wenn wir dann weiter berücksichtigen, daß der verbildete Stoff in Gesichtsbildern vorgestellt werden muß und daß es

dann noch eine Art von Gewissensaufsicht für zu große Öffentlichkeit gibt, dann nimmt es uns nicht mehr wunder, daß wir zu einem geistigen Ganzen gelangen, wie wir es in unseren Träumen vor uns sehen.

Der Traum ist ein regelmäßig wiederkehrender, ungesellschaftlicher Zustand. Wir können ihn sogar als das leicht erschütterte, halbkranke Seelenleben bezeichnen.

Zum Schluß soll ein Beispiel als Beleg für die gesamten Traumforschungsergebnisse dienen. Das Beispiel ist herausgegriffen, spricht für sich und erklärt die einzelnen Begriffe ohne weitere Ergänzung. Die in Klammern angeführten Worte sind die Stichworte, zu denen dann die nachfolgenden Sätze die Einfälle darstellen. Die Aufschließung und Deutung wurde nicht ganz durchgeführt.

Eine Kranke hatte folgenden Traum: Drei kleine Abschnitte. Zuerst war sie bei einer Tante; beide fürchteten sich, aus der Wohnung zu gehen . . . Dann war sie im Institut; sie durfte einer Schwester helfen, eine Blitzlichtaufnahme zu machen; die Schwester gab ihr verschiedene zerbrechliche Sachen in die Hand, die sie alle fallen ließ. Die Schwester schimpfte, aber sie selbst sagte: Ich kann ja nichts dafür . . . Endlich war sie in der letzten Schulklasse. Es mußte ein Vortrag gehalten werden über den Zugverkehr und die Verkehrsverhältnisse im Untermaintal.

Einfälle: (Tante) Ich wohnte bei ihr während eines Jahres zwecks Studien am Konservatorium. Der Traum knüpft an eine gestrige Unterhaltung über ein Konzert an.

(Wir fürchten uns beide): Ich habe mich immer gern gefürchtet. Ich war noch nicht in der Schule, meine Brüder erhielten zu Weihnachten einen Esel geschenkt, dessen Kopf sich bewegen konnte und I-a schrie. Den Esel mußten sie wegtun, weil ich mich arg gefürchtet habe . . . Im dritten Jahr im Institut wurde ein Mädel krank; es war eineinhalb Jahre älter als ich und wurde lungenkrank. Seine Stiefmutter wollte, daß ich es immer besuchen sollte; es wurde mir aber verboten. Es war gegen November, die Tage waren schon sehr kurz; gegen 4 Uhr erzählten die Zöglinge, es habe an die Tür geklopft. Sie sagten, das wäre das kranke Mädel, das sich „angemeldet" habe. In der Nacht darauf höre ich neben mir klopfen, mußte an die Erzählung denken, dachte aber, es sei falsch. Es klopfte wieder, ich bekam Angst, besonders als es das dritte Mal klopfte. Ich steckte mich unter die Decke und heulte. Es schlug gerade 12 Uhr nachts. Es kam ein Mitzögling und tröstete mich. Am anderen Tage wurde ich geschimpft, ich spiele Theater. Das Mädel starb später; ich machte mir Vorwürfe, daß ich die Freundin, die schwer krank war, nicht besucht hatte, besonders auch beim Klopfen in der Nacht. Da sind mir die Selbstvorwürfe gleich eingefallen. Ich dachte mir, die Freundin würde mir den Vorwurf machen, es sei lieblos von mir, daß ich nicht käme. Dies stellte ich mir vor.

(Blitzlichtaufnahme): Weihnachten wurden immer bei uns Blitzlichtaufnahmen gemacht.

(Aus der Hand fallen): Diese Schwester hat mich nie geschimpft, es war meine Musiklehrerin. Nur einmal, als wir im Turnsaal waren, kam sie von hinten

und schrie mich stark an, weil ich mich herumdrehte. Da bekam ich einen großen Schrecken, so daß ich laut aufschrie. Warum, weiß ich nicht. Ich hatte die Schwester sehr gerne; sie konnte mich auch sehr gut leiden, hat mich sehr streng gehalten.

(Ich kann ja nichts dafür): Ich wurde von meinen Angehörigen nicht gut verstanden. Ich habe deshalb öfter einen großen Groll gegen die Eltern gehabt, weil sie mir unberechtigte Vorwürfe machten.

(Die Verkehrsverhältnisse): In dem Vortrag sagte ein Mitzögling ganz blödsinnige Ausdrücke, die gar nicht dahin paßten. Wir mußten damals Vorträge halten. Die Zugverbindung in unserer Gegend ist schlecht, sie soll jetzt verbessert werden . . . Mein Bruder (an den die Kranke leidenschaftlich gebunden war) hat ein Verhältnis zur Lehrerin. Ich halte dies für ein unerlaubtes Verhältnis, weil die Eltern es nicht haben wollen; weil er sicher einmal unglücklich mit ihr wird; weil sie eigentlich die Triebfeder war und mein Bruder nur durch sie so weit gebracht worden. Der Bruder bekümmert sich gar nicht mehr um mich.

Deutung des Traumes: Ich habe oft leidenschaftliche Gefühle gehabt, vor denen ich mich graulte, die ich nicht verstand; und doch konnte ich nichts dafür, wenn ich so erregt wurde. Ich bin eifersüchtig auf das Verhältnis meines Bruders.

Wer als Nichtfachmann unseren Aufsatz aufmerksam gelesen hat, könnte zum Glauben verleitet werden, er werde nunmehr als fertiger Traumdeuter das ganze Kunsthandwerk beherrschen. Allein mit der Kenntnis aller Kunstregeln sind wir noch keine Traumdeuter. Es gibt sicherlich Träume, die so einfach sind, daß wir sie ohne Hilfe des Träumers übersetzen können. Aber selbst sie haben ihre Übereinstimmung, die wir wie immer ohne die mitarbeitenden Beiträge des Träumers nie finden werden. Wir sind stets auf die Hilfe des Träumers angewiesen, ja, eigentlich können wir gar keinen Traum deuten, sondern nur mithelfen, daß der Träumer seinen Traum deutet.

Denen aber, die trotz unserer und anderer Forschung in Tausenden von Träumen unserer Arbeit ein Unmöglich entgegenhalten und behaupten, ein derartig verwickeltes Arbeiten im Schlafzustand könne es nicht geben, eine derartige verstandesähnliche Gedankenarbeit könne nur das Bewußtsein leisten, müssen wir allerdings die Worte Hamlets entgegenhalten:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio."

BEOBACHTUNGEN AN KINDERN

Die Entstehung von Pavor nocturnus (nächtliches Aufschrecken) bei einem Kinde

Mitgeteilt von einer Mutter

(Die folgende Mitteilung ist besonders deshalb wertvoll, weil sie Beobachtungen wiedergibt, die in den Analysen Erwachsener eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Der Einfluß der Belauschung des Sexualverkehrs der Eltern durch das Kind auf dessen seelische Entwicklung ist in der analytischen Literatur oft behandelt worden. Skepsis, Ablehnung, Widerspruch, Protest der Gegner sind nicht ausgeblieben.) Schn.

Die kleine Sonja ist ein Jahr und sieben Monate alt, sie hat sich bis jetzt recht gut entwickelt. Wenigstens war nichts zu beobachten, das irgendwie besondere Aufmerksamkeit erforderte. Am 24. Oktober aber ging eine Veränderung vor sich. Ungefähr um 1 Uhr nachts ertönt ein fürchterliches Geschrei aus dem Bettchen der Kleinen im Nebenimmer. Ich eile hin, das Kind ist nicht wach. In großer Angst schreit es nach der Mutter. Unmittelbar vorher ereignete sich ein Sexualverkehr der Eltern. Die Türe zwischen beiden Zimmern war zugemacht, allerdings lag sie nicht ganz im Schloß. Ich konnte das Kind nicht schreien lassen, da es nach Lage unserer Wohnung die Nachtruhe fremder Menschen gestört hätte. Es gelang mir, die Kleine zu beruhigen. Aber nach fünf Minuten wurde sie unruhig, drehte sich im Bettchen hin und her, begann wieder zu schreien, sprang auf, stieg aus dem Bettchen und kam — immer mit geschlossenen Augen — an das Bett der Mutter. Sie wurde wieder in ihr Bettchen zurückgebracht, nachdem dieses neben mein Bett gestellt worden war. Das half aber nur kurze Zeit. Die beschriebene Szene wiederholte sich in der Nacht noch mehrmals.

Am anderen Morgen war das Kind ganz blaß. Der Berufspflichten wegen mußte ich das Kind verlassen und der Erzieherin übergeben. Als ich am Nachmittag nach Hause kam, schlief das Kind ruhig und fest. Die Erzieherin sagte mir, es sei sehr unartig gewesen. Beim Spazierengehen habe es sich sogar auf die Straße gesetzt und sei erst wegzubringen gewesen, als ihm eine Schneeflocke ins Auge geflogen war. Es sei dann erschrocken aufgesprungen und habe das Auge gerieben, das dadurch rot geworden sei. In der folgenden Nacht erfolgte um die gleiche Zeit wie am Tage vorher ein Aufschrecken und Schreien, das vielleicht noch stärker war. Ich setzte das Kind in meinen Schoß und suchte ihm klarzumachen, daß jedermann in seinem Bette schlafe. Darauf begann es unaufhörlich zu sprechen: Onkel, Tante schlafen, Papa schläft auch in seinem Bett, Mamma auch in ihrem Bett, Sonja auch in ihrem Bettchen usw. Schließlich schlief sie ein. Ich legte sie in ihr Bett. Aber bald war sie wieder wach.

In der dritten Nacht dieselbe Qual. Um das Kind leichter beruhigen zu können, machte ich ihm sein Bettchen über meinem Kopfkissen zurecht. Es schlief sehr unruhig, bis es ihm schließlich gelang, die Füßchen frei zu bekommen, um sie an das Gesicht oder den Hals der Mutter andrücken zu können. Nach einiger Zeit der Ruhe sprang die Kleine aber wieder auf, weinte und versuchte über die Mutter zu steigen, um neben sie ins Bett zu kriechen. Am Tage schlief sie wieder längere Zeit sehr ruhig, „wie ein Stück Holz". In der Nacht aber hatte man den Eindruck, als ob ein Dämon das Kind plage und es nicht zur Ruhe kommen lasse.

In der vierten Nacht schlief Sonja bis 5 Uhr morgens ruhig in ihrem Bettchen. Dann aber wiederholte sich das Aufschrecken. Am anderen Tage wurde dem Kinde unter

Narkose ein Kohlenstäubchen aus dem Auge entfernt. Von 5 bis 10 Uhr abends sprang es immer wieder auf und schrie, dann schlief es bis anderen Tages um 8 Uhr. Die folgenden Nächte waren ziemlich ruhig. Am 31. Oktober, einem Sonntag, wo man ausschlief, entdeckte die Kleine den Vater im Bett der Mutter. In den beiden folgenden Nächten stellte sich das Aufschrecken wieder in der Stärke wie die beiden ersten Male ein. Da das Ereignis am ersten Tage um 10 Uhr abends eintrat, war es möglich, das Kind ruhig schreien zu lassen, es schrie, bis es vor Müdigkeit einschlief. Nach und nach besserte sich der Zustand insofern, als bei einem Aufschreien sofort Beruhigung eintrat, wenn die Kleine die Stimme der Mutter hörte, die „schlafen, schlafen" sagte. Es genügte offenbar die Feststellung, daß die Mutter da sei, um die Angst zu bannen. Es zeigte sich aber eine neue Erscheinung. Das Kind wollte abends nicht mehr einschlafen. Es kämpfte mit aller Gewalt gegen den Schlaf an. Dabei wollte es die Hände der Mutter berühren, auch sollte sie am Bettchen sitzen und singen. Eigentümlich war, daß Sonja nur dann nicht einschlafen wollte, wenn ich anwesend war. War ich weg, dann schlief sie ruhig ein. Das läßt die Vermutung aufkommen, daß sie mich kontrollieren wollte. Es kam oft vor, daß sie abends beim Einschlafen war, als der Vater nach Hause kam. Da wurde sie wieder vollständig wach. Ich durfte mich dann nicht von meinem Platz bewegen, sonst ertönte ein Geschrei und Sonja wollte auf meinen Schoß genommen werden.

Ist am Tage der Vater oder die Mutter allein zu Hause, so spielt die Kleine still für sich. Bin ich allein und der Vater erscheint, so fängt sie an zu schreien, hängt sich an meinen Rock und will auf den Schoß genommen werden. Sie schlägt dann die Arme um meinen Hals und schaut den Vater mit angstvollen und mißtrauischen Blicken an. Es ist, als ob sie eine Gefahr für die Mutter wittere. Will ich mich etwa in die Küche begeben, wohin das Kind nicht folgen kann, dann erhebt es ein fürchterliches Geschrei. Sonja klammert sich fest an mich. Erst nach einer Ablenkung gelingt es, mich loszumachen und mich hinauszubegeben. Das Schreien ist nicht Trotz. Es ist ein seelenzerreißendes Weinen, die Augen sind von Tränen überströmt, voll Angst und schmerzerfüllt.

Ungefähr Mitte November begann ich im Nebenzimmer auf dem Diwan zu schlafen und stellte das Bettchen der Kleinen daneben. Jetzt begann sie ruhig zu schlafen. Ich war vom Vater getrennt. Sie hatte mich offenbar nicht mehr zu kontrollieren. Erwähnen möchte ich noch, daß sie dann, wenn sie unruhig ist, fast jede halbe Stunde urinieren muß, während sie in ruhigen Zeiten bloß drei- bis viermal täglich ein „kleines Bedürfnis" zu erledigen hat.

Mehrere Male konnte ich folgende ganz eigentümliche Beobachtungen machen: Sonja schläft schon einige Stunden ruhig. Auch ein starker Lärm weckt sie nicht auf. Tauschen aber die Eltern Zärtlichkeiten aus, so schreit sie sofort auf. Es ergeht ihr offenbar wie der Mutter ihrem Säugling gegenüber. Dessen leiseste Bewegung weckt sie, während ein Gewitter sie ruhig weiterschlafen läßt. Sonja ist für einen bestimmten Reiz so empfindlich, wie das Unbewußte der Mutter auf die Atemzüge des Säuglings eingestellt ist.

Am 23. Februar fuhr ich mit dem Kinde für sechs Tage aufs Land. Der Vater blieb in der Stadt. Da war eine große Veränderung zu beobachten. Sonja schlief immer sehr gut. Am Tage war sie lustig und spielte. Sie wollte durchaus nicht immer bei mir sein. Als ich wieder nach der Stadt zurückgekehrt war, sprang das Kind in der ganzen Wohnung herum, besah sich alle Sachen und war fröhlich. Sie schlief, ins Bettchen gebracht, rasch ein. In der Nacht, es war nach dem intimen Verkehr der Eltern, ertönte wieder das bekannte Geschrei aus dem Nebenzimmer und der Ruf nach der Mutter. Es folgte ein unruhiger Tag. Am Abend dann wollte die Kleine nicht einschlafen. Sie sprang immer wieder auf und plauderte, dabei kämpfte sie stark mit dem Schlafe. Um 11 Uhr kam der Vater nach Hause. Jetzt wurde sie wieder ganz munter, stieg aus dem Bette und wollte vom Schlafen nichts wissen. Der Vater ging ins andere Zimmer. Darauf beruhigte sich die Kleine allmählich, wünschte zu essen, aß recht viel und schlief dann um 12 Uhr ein.

BERICHTE

Ärzte und Lehrer über Schülerselbstmorde

Von Dr. Fr. Hackländer, Essen

„Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel" stehen Eltern, Lehrer, Ärzte an der Bahre eines jungen Menschen, der sein blühendes Leben von sich warf. Wie hat das geschehen können? Konnte es nicht vermieden werden? Wer trägt die Schuld? Ist es die Schule, ist es das Elternhaus oder erbliche Belastung, geistige Erkrankung? Solche Fragen drängen sich jedem denkenden Menschen auf. Und jeder neue Fall gibt den Anstoß zu neuem Nachdenken über das Problem des Schülerselbstmordes und entfesselt neue Diskussion, ein Zeichen, daß wir es mit einem sehr schwierigen Problem zu tun haben. Es genügt nicht, festzustellen, daß es Pubertätspsychosen gibt, und daß auch die normale Pubertät Züge aufweist, die ins Krankhafte hinüberspielen. Vom Normalen zum Krankhaften ist ja auch nur ein Schritt. Auch wir Erwachsene tragen alle ein Fünkchen Pathologisches mit uns herum, und sei es auch noch so klein. Aber welche Lebensreize sind es, die es zur Verneinung des Daseins, zur Selbstmordneigung, zur Psychose mit oder ohne „Suizidtendenz" anfachen können? Wie der innere Zustand der Erwachsenen sich als wesentlich komplizierter erweist, als der der Kinder, so viel mannigfaltiger und gewaltiger sind wohl auch die Reize, die uns das Leben setzt, als die, die das Kind empfängt vom Lehrer, von der Schule, von den Eltern, vom Elternhause. Oder ist es nicht so? Nimmt die Schule das Kind mehr mit, als das Leben den Erwachsenen?

Es muß untersucht werden, gewiß, welcher Art die Schüler sind, die zum Selbstmord neigen, aber namentlich auch, wie sie, von erblicher Belastung abgesehen, so geworden sind, welcher Art die Reize sind, die die Veranlagung so treffen können, daß eine Selbstmordneigung die Folge ist. Das Problem des Schülerselbstmordes ist im Wiener Psychoanalytischen Verein zwischen Ärzten und Lehrern erörtert worden (Diskussion des Wiener Psychoanalytischen Vereins. Herausgegeben von der Vereinsleitung, I. Heft, Wiesbaden, Verlag von J. Bergmann) und die Wiener Psychoanalytiker bringen uns ein reiches Material zu unseren Fragen. Aus den Ausführungen eines ungenannten Pädagogen, der diese Diskussionen eröffnet, geht hervor: Die Zahl der an Preußens niederen und höheren Schulen im Jahre 1905 begangenen Selbstmorde betrug 58, wie im Jahre 1883. Die Selbstmordziffer junger Menschen überhaupt ist im Jahre 1905 um 1·24 höher als 1883. Folglich sind es nicht die Schülerselbstmorde, die zugenommen haben, sondern die außer der Schule stehenden Jugendlichen haben die Selbstmordziffer erhöht. Der Pädagoge hofft, bewiesen zu haben, daß die Schule nicht das einzige Moment ist, das die Selbstmorde von Knaben und Mädchen zeitigt, und will für die Schülerselbstmorde nicht nur in der Schule die Ursache suchen. Nach der Statistik Eulenburgs über 320 an den höheren Schulen Preußens begangene Selbstmorde fand sich bei 10% der Fälle ausgesprochene Geistesstörung. Wenn wir Eulenburg zugeben, daß es vielleicht noch mehr Geisteskranke unter den das Leben abschüttelnden Schülern gibt, ferner daß, wie es Eulenburgs Ansicht ist, bei einem Viertel der von ihm untersuchten Schülerselbstmorde die für höhere Schulen notwendige Begabung fehlte, so muß den Lehrern, oder, wie der Wiener Pädagoge selbst sagt, den Lehrern im Verein mit psychologisch gebildeten Ärzten die Befugnis eingeräumt werden, solche Schüler aus der höheren Schule auszuschließen. Neben den Minderbegabten gibt es ferner Hochbegabte, bei denen die Katastrophe dadurch herbeigeführt wurde, daß sie zu sehr aus der Schule herausgewachsen waren, die sie als Knabe behandelte, während sie, ihrer Frühreife entsprechend, als Männer sich fühlten und betätigten. „Für die verderbliche Frühreife dieser Bedauernswerten die Schule verantwortlich zu

machen, wird auch ihren erbittertsten Anklägern nicht einfallen." Die Schule züchtete sie nicht, das ist richtig, sondern „die gesellschaftlichen Mächte, die Geselligkeit, die neue Literatur und Kunst". Aber die Schule kann sie doch diagnostizieren, ebensogut wie die Minderbegabten, und kann für sie auch im Verein mit psychologisch geschulten Ärzten Maßnahmen treffen, den Konflikten vorbeugen. Der erwähnte Pädagoge sehnt sich nach Winken für die Behandlung des Schülers, nach dem Vertrauen der Eltern und glaubt es leichter gewinnen zu können, wenn die Schule das gefährliche Vorrecht preisgäbe, über Schülerleistungen unwiderrufliche Urteile zu fällen: „Man gebe einem Schüler das Recht, sein besseres Wissen vor einer zweiten Instanz in einer Prüfung zu bekunden." Das ist ein nicht leicht abzuweisender, beachtenswerter Reformvorschlag. Sehr zu begrüßen sind auch die weiteren Ausführungen dieses Pädagogen über die Suggestion als treibende Kraft der Schülerselbstmorde. Er weist namentlich auf die suggestive Gewalt der Schußwaffe hin, deren Anblick allein geeignet ist, Gedanken an Schießen und Erschießen auszulösen, einem Disponierten einen Selbstmord nahezulegen, ja sogar gewaltsam aufzudrängen. Stärkere suggestive Wirkung in der Richtung des Selbstmordes als der Anblick und das Spiel mit der Waffe hat das böse Beispiel. Es hat ganze Epidemien hervorgerufen. Es sei erinnert an die Zeiten von Goethes Werther. Die Suggestion ist eine große Macht.

Was ist also zu tun? Der Pädagoge macht folgende Vorschläge: Der Schüler darf keine Waffe in die Hand bekommen. Die Waffensammlung des Vaters darf ihm nicht zugänglich sein. Die Presse darf einen Fall von Schülerselbstmord nicht sensationell aufbauschen, nicht leichtfertigerweise die Schule beschuldigen und den Unglücklichen zum Märtyrer stempeln, weil er sonst leicht andere nach sich zieht. Es ist ein Verdienst dieses Pädagogen, auf diese Verhältnisse hingewiesen zu haben.

Professor Freud, der nun in den Wiener Diskussionen das Wort ergriff, glaubt, der Umstand, daß nicht nur Schüler, sondern auch Lehrlinge Selbstmorde begehen, spreche die Schule nicht ohne weiteres frei. Sie habe mehr zu leisten, als daß sie die Schüler nicht zum Selbstmord treibe, „sie soll ihnen Lust zum Leben machen und ihnen Stütze und Anhalt bieten in einer Lebenszeit, da sie durch die Bedingungen ihrer Entwicklung genötigt werden, ihren Zusammenhang mit dem elterlichen Hause und ihrer Familie zu lockern". „Es scheint mir unbestreitbar", sagt er, „daß sie dieses nicht tut", und hebt weiter hervor: „Die Schule darf nie vergessen, daß sie es noch mit unreifen Individuen zu tun hat, denen ein Recht auf Verweilen in gewissen selbst unerfreulichen Entwicklungsstadien nicht abzusprechen ist. Sie darf nicht die Unerbittlichkeit des Lebens für sich in Anspruch nehmen, darf nicht mehr sein wollen, als ein Lebensspiel."

Dr. med. Reitler und andere Schüler Professor Freuds führen uns des weiteren in die Freudschen Gedankengänge über die Ursachenlehre der Neurosen ein und liefern uns ein reiches, durch Psychoanalyse in der Sprechstunde gewonnenes Material über Angstzustände, Selbstmordphantasien und Versuche in ihren Beziehungen zur Sexualität. Die starke Betonung des sexuellen Momentes als Ursache der Nervosität der Kinder hat Freud viele Feindschaft unter den Nervenärzten eingetragen. Der starke Einfluß der Sexualität auf die Psyche wird vielfach bestritten. Wir wollen zu einer Frage, die die Ärzte noch in zwei Lager spaltet, nicht Stellung nehmen, uns aber immerhin einmal fragen, ob es nicht besser ist, in diesem Punkte eher zuviel zu sehen, als ihn ganz außer acht zu lassen. Die Sexualität läßt Reize stärkster Art zum Gehirn strömen, die bekanntlich in den Pubertätsjahren einen Umschwung des ganzen Wesens bewirken, aber auch schon vorher nicht ganz ohne Einfluß sein können und bei der Analyse des psychischen Geschehens jedenfalls mit in Rechnung gezogen werden müssen. Nach Freud macht ein Kampf gegen die Sexualität, macht „Sexualverdrängung" ein körperlich bedingtes Angstgefühl, Angst, die anfangs objektlos ist, sich aber später auf etwas Bestimmtes projiziert, „sich auf ein harmloses soziales Gebiet verschiebt", beim Schüler auf die Schule, die er dann fürchtet und meidet, und die dann natürlich ganz unschuldig als Ursache angesehen wird, wenn es zu einem Selbstmorde kommt.

Dr. med. Sadger führt aus, daß auch bei den Schülerselbstmorden das unbefriedigte Liebesbedürfnis eine größere Rolle spiele, als es die Statistiken angeben. Sogar beim Trübsinn aus Anlaß erblicher Belastung und bei Geisteskranken hält er für grundlegend die Liebe oder ungestilltes Bedürfnis nach ihr und stellt den Satz auf: „Das Leben gibt nur jener auf, der Liebe zu erhoffen aufgeben mußte." Nachdem er gezeigt hat, wie wahrhaft verliebt sich die Kinder oft dem Lehrer oder der Lehrerin gegenüber zeigen, wie sie „errötend ihren Spuren" folgen, ihnen Geschenke oft lächerlichster Art mitbringen, sich ganz wie Verliebte betragen, mahnt er die Lehrer, dieser Liebe Verständnis entgegenzubringen. „Wenn unsere Professoren liebreicher, weil die Seele des Knaben besser verstehend, geworden sein werden, dann werden auch die Schülerselbstmorde weit seltener zu beklagen sein."

Dr. med. Wilhelm Stekel meint in seinen nachfolgenden Ausführungen, dem Selbstmorde liege das Prinzip der Bestrafung zugrunde. Mit der Absicht, eine Vergeltung für eigene Vergehen zu schaffen, paart sich das Verlangen, die Eltern, die Erzieher, die Lehrer in empfindlichster Weise zu strafen. „Du sollst schon sehen, wohin mich deine Hartherzigkeit, dein Mangel an Liebe getrieben haben." „Die an sich vollzogene Strafe ist also zugleich die Bestrafung der vermeintlichen Urheber ihrer Leiden." Den Satz Dr. Sadgers, daß das Leben bloß jener aufgibt, der Liebe zu erhoffen aufgeben mußte, ergänzt Dr. Stekel durch den Hinweis darauf, daß es Menschen gibt, die „den Mut zur Liebe verloren haben", „die unfähig sind, Lust ohne Schuldgefühl zu ertragen". Er warnt davor, die Kinder mit zu großer Zärtlichkeit zu umgeben, die ihnen ein überstarkes Bedürfnis nach Liebe anerzieht, namentlich aber auch davor, sie einmal zu verzärteln, andererseits durch strenge Verbote zu ängstigen und zu verhetzen, da sie dann so verschüchtert werden, daß sie keine ungemischte Freude genießen können. Er warnt weiter davor, im Kinde ehrgeizige Wünsche zu nähren, deren Unerfüllbarkeit ihm später, wenn seine Luftschlösser einstürzen, zum Verhängnis werden kann.

Dr. med. Alfred Adler, der vor Jahren schon Studien über Minderwertigkeit von Organen veröffentlicht hat, weißt darauf hin, daß er bei allen psychoanalytischen Untersuchungen von vielfach außerordentlich befähigten Neurotikern mit Selbstmordneigung oder Selbstmordphantasien festgestellt hat, daß sie in der Kindheit ein stark ausgeprägtes Gefühl der Minderwertigkeit gehabt haben. Dieses Gefühl der Minderwertigkeit entwickle sich auf Grund einer tatsächlichen Minderwertigkeit von Organen und Organsystemen und veranlasse die Kinder zu einem „stürmischen Versuch der Überkompensation", zur oft erfolgreichen dauerhaften Überwindung des Fehlerhaften durch energisches Trainieren auf Kosten des Nervensystems. Eine Enttäuschung, eine Herabsetzung bringe dann das alte Gefühl der Minderwertigkeit aus der Kindheit wieder zum Bewußtsein und könne dann zum Selbstmord führen, denn „Selbstmord wie Neurose sind Versuche einer überspannten Psyche, sich der Erkenntnis dieses Minderwertigkeitsgefühls zu entziehen und treten deshalb zuweilen vergesellschaftet auf. Und so stellt der Selbstmord ganz wie die Neurose und Psychose eine Sicherung vor, um in unkultureller Weise dem Kampf des Lebens mit seinen Beeinträchtigungen zu entgehen".

Dr. phil. Molitor bestätigt dann als Pädagoge, daß die Schule dem Schüler oft sehr viel mehr zumutet, als der Erwachsene je ertragen würde. Er wendet sich energisch gegen „das Prüfungswesen mit seiner Konkurrenzatmosphäre", die einerseits Neid und Eifersucht fördert und andererseits Überhebung und Selbstgerechtigkeit züchtet. Er betont aber, daß es nicht die Schule an sich ist, die diese Verhältnisse zeitigt, sondern die Rolle, die ihr von der Gesellschaft zuerteilt wird. „Es gibt ja ganze Familien, die an einer förmlichen Schulneurose leiden, und in denen der Ausfall einer lateinischen Schularbeit Stürme der Verzweiflung oder der Freude hervorruft." Er wendet sich energisch gegen die Neigung der Eltern, die Schule als ein Institut zur Erwerbung von Berechtigungen aufzufassen, anstatt in ihr eine Anstalt zur Erziehung und zum Unterricht zu sehen. Dr. Molitor führt weiter aus, das Berechtigungswesen mache den Lehrer zu einem Werkzeug der sozialen Auslese und bringe ihn in eine neue Doppelstellung zum Schüler, da er

einerseits Freund und Erzieher, andererseits Richter und Vertreter der Staatsgewalt sei. Es vergifte auch sein Verhältnis zu den Eltern. Er wendet sich auch gegen den stets erweiterten Lehrstoff und die Überfüllung der Klassen, die den Lehrer dazu führe, „mit dem Abstraktum der Klasse zu arbeiten", anstatt zu individualisieren, die eine straffe Disziplin erfordere, welche den Empfindsamen stärker treffe als den weniger Zartbesaiteten und oft verstärkend auf das von Dr. Adler besprochene Minderwertigkeitsgefühl einwirke. „Der Pädagoge verschwinde hinter dem bloßen Unterrichtstechniker." Bezüglich der Motive des Selbstmords der Schüler betont er, daß oft Trotz und Rachsucht gegen Eltern und Lehrer in Frage kommen und daß oft die Trotzigen gerade am schlechtesten behandelt werden. Professor Freud stellt im Schlußwort fest, daß es trotz all des wertvollen Materials zu einer Entscheidung über das Problem des Selbstmordes nicht gekommen ist. Er führt das darauf zurück, daß die Affektvorgänge bei der Melancholie unserer Hauptselbstmordpsychose und auch der Daueraffekt des Trauerns psychoanalytisch noch nicht geklärt sind. Ob das bald der Fall sein wird? Ob die Psychoanalyse überhaupt volle Klarheit schaffen kann? Wenn es nur langsam vorangeht, wir wollen uns über jeden Schritt freuen.

Bücher

Breme, M. J.: Vom Leben getötet, Bekenntnisse eines Kindes. 6. bis 15. Tausend. 232 Seiten. Geh. Rm. 3.80. Herder & Co., Freiburg im Breisgau.

Jung, C. G.: Analytische Psychologie und Erziehung. Drei Vorlesungen, gehalten in London im Mai 1924. 95 Seiten. Niels Kampmann Verlag, Celle.

Zeitschriften

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Sigm. Freud. Das eben erschienene erste Heft des XIII. Bandes enthält: Siegfried Bernfeld, Die heutige Psychologie der Pubertät. Zur Kritik ihrer Wissenschaftlichkeit. (Besprochen sind Arbeiten von Otto Tumlirz, Eduard Spranger, Charlotte Bühler, Walter Hoffmann, Theodor Ziehen.) — Imre Hermann, Charles Darwin. — F. Lowtzky, Bedeutung der Libidoschicksale für die Bildung religiöser Ideen („Das dritte Testament" von Anna Nikolajewna Schmidt).

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. Herausgegeben von Sigm. Freud. Soeben erschien Heft 1 des XIII. Bandes. Inhalt: S. Ferenczi, Kritik der Rankschen Technik „Technik der Psychoanalyse". — Karl Landauer, Automatismen, Zwangsneurose und Paranoia. — Franz Alexander, Zur Theorie der Zwangsneurosen und Phobien. — Wilhelm Reich, Strafbedürfnis und neurotischer Prozeß. — Kasuistische Beiträge.



OFFENE HALLE

In die „Offene Halle"

darf jeder Leser der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik eintreten, um mit den andern in Verbindung zu treten. Er kann Fragen stellen und beantworten, Anregungen

bringen, Kritik üben, Umfragen veranlassen usw. Aus Zuschriften ersieht die Schriftleitung, daß viele an einer psychologischen Pädagogik Interessierte — vor allem Lehrer und Ärzte — unsere Zeitschrift noch nicht kennen. Es liegt an unseren Lesern, sie darauf aufmerksam zu machen.

Frage Nr. 4

Welche Schritte sind einer (mit Psychoanalyse nicht vertrauten) Mutter anzuraten, die eine 17jährige stotternde Tochter hat? Das Mädchen ist „streng" und „gut" erzogen und bleibt zumeist an P M S hängen. Welche Literatur könnte man der Mutter empfehlen?

Dr. Engelhard, Ludwigshafen a. Rh., Studienrätin.

Kleine Mitteilungen

Als Tagungsort für den X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 1927 wurde Innsbruck bestimmt. Die Veranstaltung findet vom 2. bis 4. September statt.

Pädagogische Woche für Lehrer. In der zweiten Augusthälfte wird in Stuttgart ein Kurs für Lehrer als Einführung in die psychoanalytische Pädagogik stattfinden. Als Vortragende werden Pädagogen, Pfarrer und Ärzte sprechen, u. a. Prof. Schneider und Dr. Heinrich Meng. Das Programm wird im Mai erscheinen.

Ärzte, die sich für Psychoanalyse interessieren, seien darauf aufmerksam gemacht, daß vom 27. bis 30. April in Bad Nauheim der 2. Kongreß für Psychologie stattfindet. Es werden führende Psychoanalytiker sprechen, u. a. Dozent Dr. Deutsch-Wien, Dr. Simmel-Berlin, Prof. Dr. Schilder-Wien.

Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung. Vom 3. bis 15. August 1927 findet in Locarno unter Vorsitz von Prof. Pierre Bovet-Genf eine Zusammenkunft der Freunde des „Arbeitskreises für die Erneuerung der Erziehung" statt. Die dentsche Mittelstelle des J. A. K., Kohlgraben bei Vacha, Rhön, gibt gerne nähere Auskunft.

Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf veranstaltet am 20. und 21. März Vorträge für ihre Lehrer und Freunde über Heilkunde, Pädagogik und Psychoanalyse. Dr. Heinrich Meng-Stuttgart wird sprechen über „Das Kind und die Psychoanalyse" und im Colloquium über „Pädagogik und Psychoanalyse".

Psychoanalytische Vereinigung in Paris. In Frankreich ist das Interesse für die Psychoanalyse in Kreisen der Ärzte und Pädagogen im Wachsen begriffen. Unter Vorsitz von Dr. R. Laforgue hat sich anfangs 1927 eine Arbeitsgemeinschaft gebildet.

Die große Tagung des Weltbundes der Erziehungsvereine, World Federation of Education Associations, findet von 7. bis 12. August in Toronto, Kanada, statt. Zuschriften sind zu richten an Mr. E. A. Hardy, Chairman of the Canadian Committee on Arrangements, Simcoe Hall, Rom 220, University of Toronto (5), Canada. Europäische Erzieher sind ganz besonders herzlich eingeladen, um die Beziehungen zu einander zu vertiefen und zu pflegen.

DRUCK HOLOCH & DIETZ, WERKSTATT FUR BUCHDRUCK, STUTTGART, FURTBACHSTRASSE NR. 12